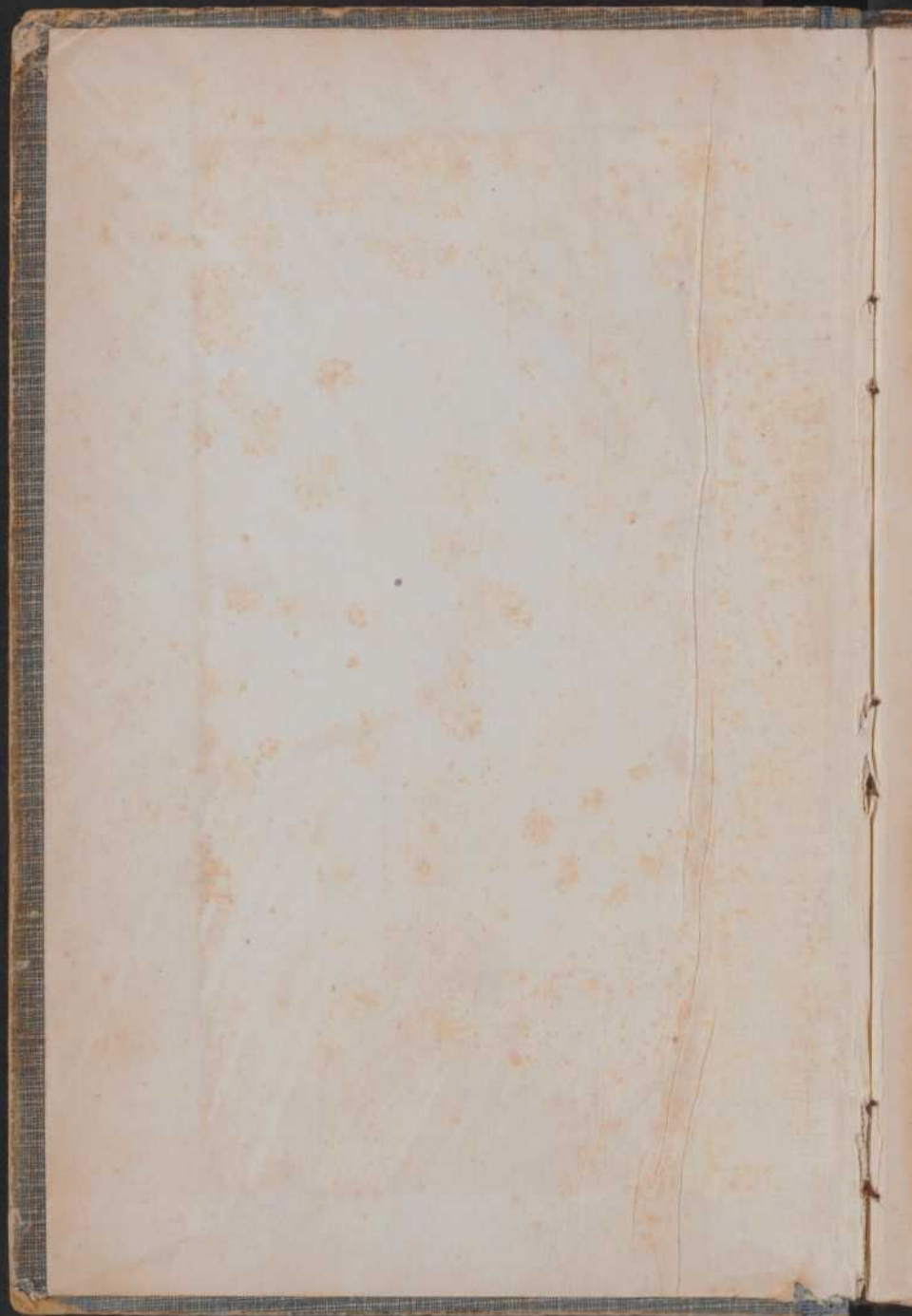




Wild West.

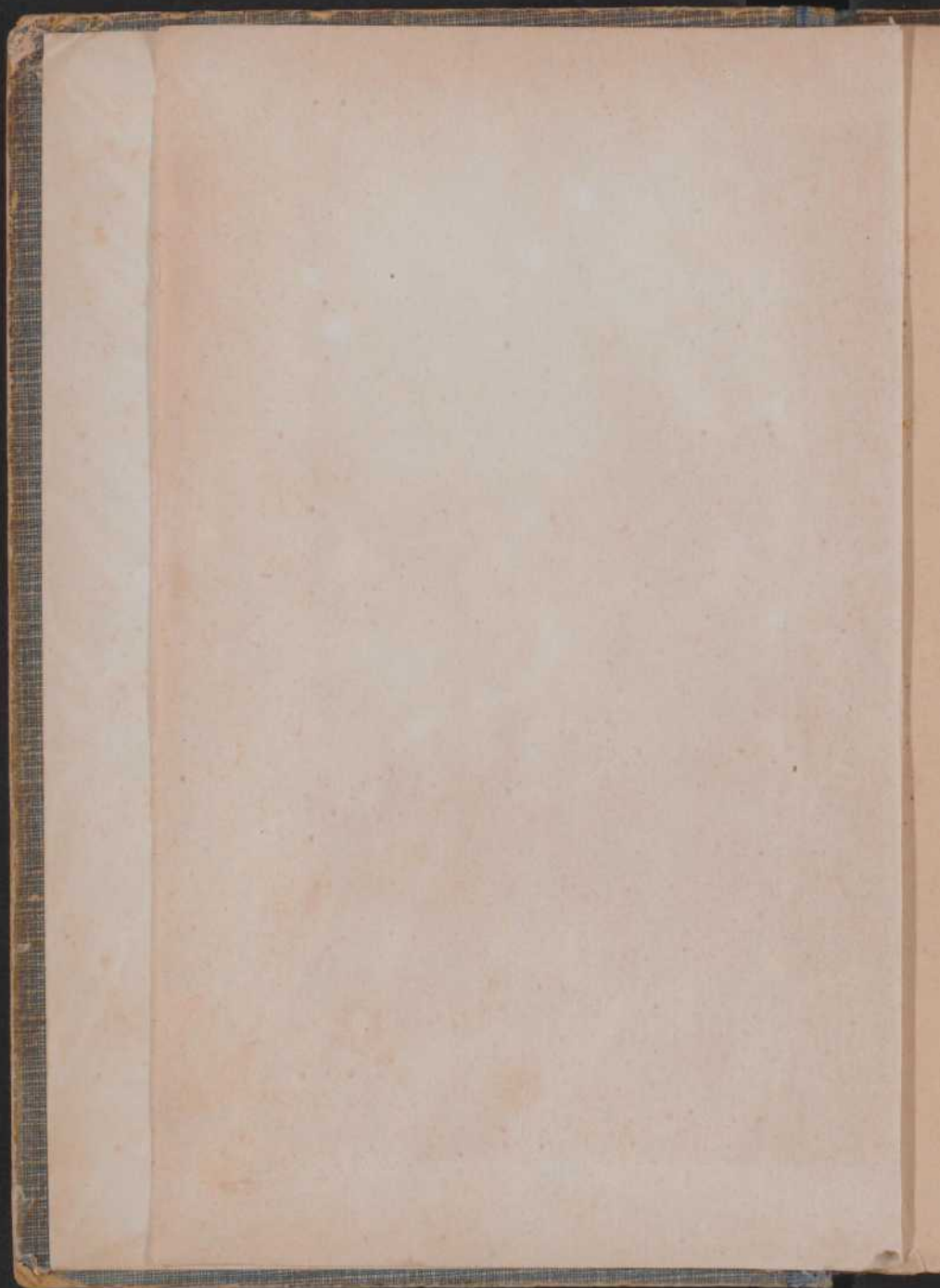
Wild West.

D
RU



14

R. Fähring.



Fordoun



Der Pelzjäger.

Eine Erzählung aus dem fernen Westen

von

J. Grundmann.

Fünfte Auflage.

Mit Farbendruckbildern.

Julius Grundmann

D
GRU

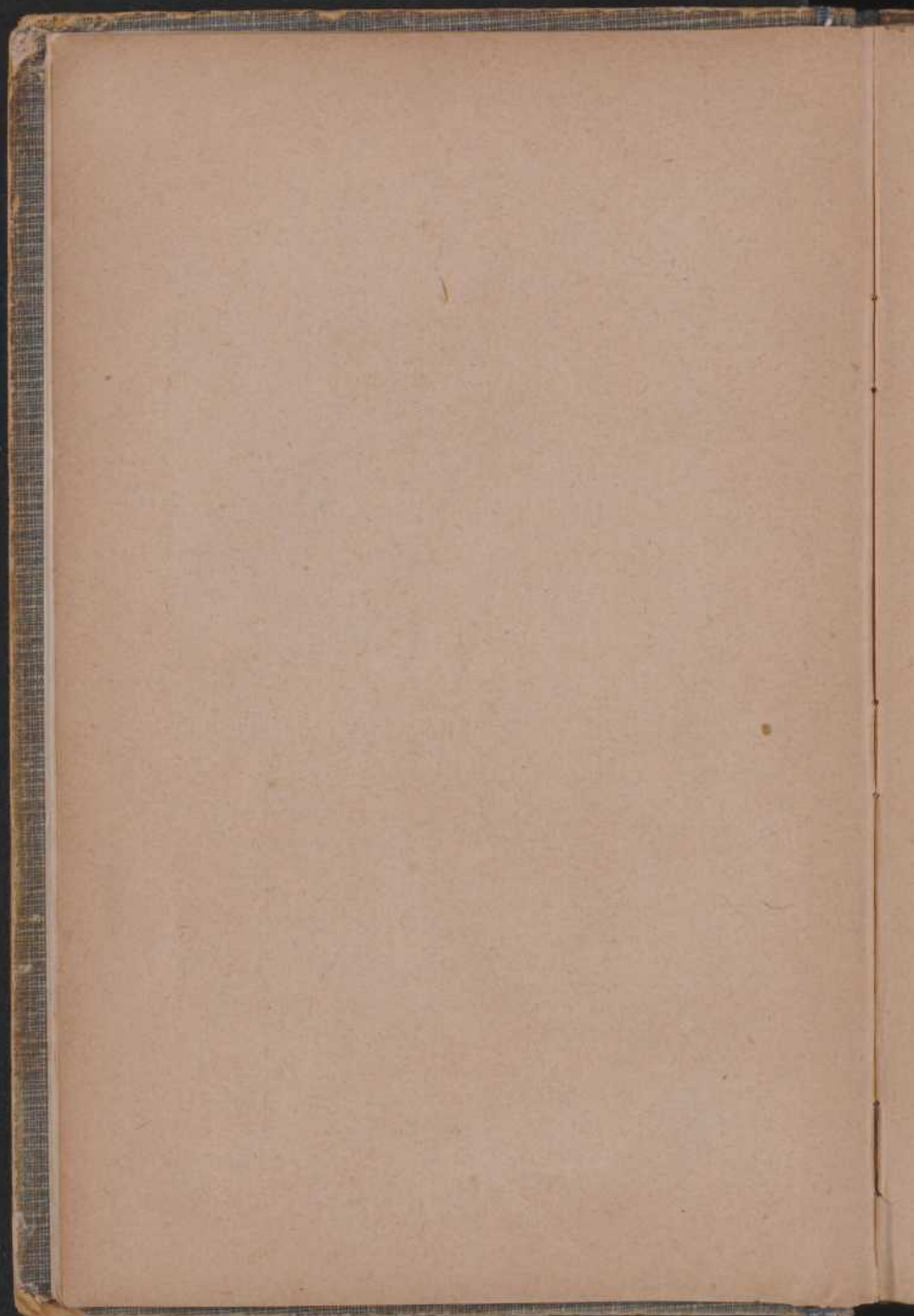


81/4757 D

[um 1900]

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel: In der Faktorei	5
Zweites Kapitel: Eine gefährliche Situation	10
Drittes Kapitel: In den Black-Hills	20
Viertes Kapitel: Auf dem Missouri	29
Fünftes Kapitel: Hartnäckige Verfolger	35
Sechstes Kapitel: Das Omaha-Mädchen	47
Siebentes Kapitel: Von den Blackfeets gefangen	55
Achtes Kapitel: Der Mediziner	66



Erstes Kapitel. In der Faktorei.

Noch oben am Jefferson-Kreek, einem Zufluß des Missouri, stand bis in die sechziger Jahre Fort Sabine, ein Pelztauscheposten der Missouricompanie. Es war an einem Winterabend des Jahres 1846; in dem Wohnzimmer Mr. Karsons, der zu jener Zeit Vorsteher des Handelspostens war, saßen um den roh gearbeiteten Tisch mehrere Männer, von denen die Mehrzahl Jäger waren. Aus kurzen Tonpfeifen rauchend und jeder ein Glas Grog vor sich, waren sie in lebhafter Unterhaltung begriffen.

„Ich kenne Euch nun schon eine ganze Reihe von Jahren,“ wandte sich Mr. Karson an den ihm gegenüber sitzenden Jäger namens Branden, „und schon oft habt Ihr mir versprochen, Eure Lebensgeschichte zum besten zu geben, bis jetzt aber ist es noch nicht geschehen; wollt Ihr nicht heute das Versäumte nachholen?“ — Der Angeredete war ein noch junger Mann — er mochte einige dreißig Jahre zählen — und von kräftiger, hochgewachsener Gestalt. Die blauen Augen mit dem frischen freien Blicke, die blonden gelockten Haare, namentlich aber die helle Farbe der Haut deuteten darauf hin, daß derselbe

nicht unter dem sonnigen Himmel des amerikanischen Westens geboren war.

„Es ist eine lange Geschichte,“ gab Branden auf die Aufforderung zurück; „aber wenn Ihr die Geduld nicht verlieren wollt, so will ich Euerm Wunsche nachkommen.“ — „Erzählt, erzählt!“ riefen die übrigen; „wir wissen ja, daß Ihr schon so manches erlebt.“

Branden stopfte sich seine Pfeife aufs neue und begann dann: „Wie euch allen bekannt sein wird, ist Deutschland meine Heimat, wo mein Vater ein höherer Forstbeamter war. Die demokratischen Bewegungen der dreißiger Jahre wurden auch mir wie hundert andern jungen Leuten verderblich. Auch ich sollte, weil ich als Student die deutschen Farben getragen, wegen versuchten Hochverrats festgenommen werden, doch gelang es mir nach Amerika zu entkommen. In New-York betrat ich zuerst den Boden der neuen Welt, und hier suchte ich zunächst eine meinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Stellung zu erhalten, jedoch umsonst. Nicht besser ging mir's an andern Orten, bis ich nach New-Orleans kam. Meine Barschaft ging zu Ende, und so entschloß ich mich denn, bei einer der Pelzhandels-Gesellschaften Dienste zu nehmen.

Von jeher ein leidenschaftlicher Verehrer der Jagd und als der Sohn eines Forstmannes in der Handhabung der Büchse nicht ungeübt, glaubte ich alle Fähigkeiten und Eigenschaften zu besitzen, welche zum Dienst in den westlichen Verhältnissen erforderlich sind. Kurz entschlossen mietete ich mir deshalb auf einem der nach St. Louis gehenden Dampfboote einen Platz, um in dieser Stadt meinen Vorsatz zur Ausföhrung zu bringen.

Gleichgültig, ja, mit einer gewissen Abneigung blickte ich auf die blühenden Ortschaften längs des Stromes, an welchen das Dampfboot vorüberflog, mit Interesse dagegen gewahrte ich die einfachen Blockhäuser, welche hin und wieder am Ufer auf- tauchten. Wenn dann aber der geheimnisvolle Ur- wald zu beiden Seiten den Strom einsaßte, malerisch wilde Inseln und Inselchen die still, aber schnell fließende Wasserfläche unterbrachen, bald der lieblich blaue Himmel, bald eilende Wolken sich in derselben spiegelten, wenn Scharen von Wasservögeln die Fluten mannigfach belebten und hier und dort der stolze Hirsch oder der zottige Bär aus dem Dickicht traten, dann war es mir, als ob mich heimische Luft umwehe, und sehnsuchtsvoll gedachte ich der prächtigen Waldungen meiner Heimat.

Tag um Tag verging, und fast erschreckt fuhr ich aus meinem Sinnen empor, als eines Vormittags St. Louis vor unsern Blicken auftauchte. Mein erstes war, mich zu erkundigen, was ich zu tun hätte, um zum Ziele zu gelangen. Ob nun Trapper oder In- dianer, jeder, der den fernen Westen als seine Heimat betrachtet und St. Louis besucht, oder auf der Durch- reise berührt, kennt das große Gebäude in der Franklin- Straße, über dessen Thür der riesenhafte Kopf eines Glenhirsches mit mächtigem vergoldetem Geweih kun- tut, daß hier der Sitz der weitberühmten Missouri- Compagnie sich befindet. Es ist das älteste Geschäft dieser großen, reichen Stadt und das Geschäft, welches zuerst zu ihrer Gründung Veranlassung gab.

Für viele, viele Millionen Dollar Pelzwerk ist in jenes Haus hinein und heraus geschafft worden.

Berühmte Reisende, Touristen und Naturforscher traten von dort aus ihre Fahrten nach dem fernen Westen an, und gab es überhaupt eine Zeit, in welcher eine Empfehlung des Chefs des Hauses bei den eingebornen Häuptlingen so viel galt, als ein Kurierpaß in der civilisirten Welt.

Der Weg nach jenem Hause war leicht zu finden, denn jeder, der mir begegnete, kannte das goldene Geweih, und eine Stunde nach Ankunft in St. Louis saß ich in der geräumigen Halle, deren Wände mit schönen Bisonhäuten, indianischen Kleidungsstücken, Waffen und sonstigen westlichen Emblemen reich geschmückt waren. In einem kleinen Nebengemach, anscheinend mit der Durchsicht von Rechnungen beschäftigt, stand ein älterer Herr. Seine grauen scharfen Augen ruhten bald auf den Papieren vor ihm, bald eilten sie prüfend über eine kleine Gruppe junger Franzosen, die, eben erst von Europa angelangt, sich zum Dienst im Westen angeboten hatten.

Nicht jedermann besitzt die Eigenschaften, die ihn zum Verkehr mit den Rothhäuten befähigen. Es gehört vor allen Dingen eine gute Körperkonstitution dazu, welche den klimatischen Verhältnissen zu trotzen vermag, dann aber auch ein gewisser Leichtsin, Gleichgültigkeit gegen alle Bequemlichkeiten, ja, sogar gegen das Leben, und dazu die Gabe, das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben und deshalb auf vorteilbringende und zugleich gefahrlose Weise den Tauschhandel aufrecht erhalten und ausdehnen zu können.

Die französische Nation liefert der Pelzcompagnie die meisten und brauchbarsten Leute; doch genügt es nicht, Franzose zu sein, um unbedingt angenommen

zu werden. Um sich also über den einen oder den andern mit Muße zu entscheiden, prüfte der alte Herr unbemerkt die verschiedenen Gesichter der muntern Gesellschaft, die höchst unbesorgt um die Zukunft nur der Gegenwart und in Ermangelung des heimathlichen Weines einer Flasche Whisky lebte. Ich mischte mich unter die jungen Burschen und war bald mit ihnen bekannt. Eine kleine Meinungsverschiedenheit gab die Veranlassung zu einem Streit, und plötzlich sprang einer der Burschen auf und rief: „Dem ersten von euch, der es wagt, mir in dieser Sache zu widersprechen, mache ich einen Kreuzschnitt übers Gesicht, so wahr ich Antoine heiße, und sollte ich morgen gehängt werden!“

„Ruhig Blut!“ rief ich dazwischen; „ich werde dir so lange widersprechen, als du dein Messer drohend schwingst. Wenn du das Instrument aber entfernt und mit mir angestoßen hast, dann erkläre ich jedem den Krieg, der mit dir nicht gleicher Meinung ist.“

„Bravo!“ rief Antoine, indem er das Messer in die Tasche gleiten ließ und das dargereichte Glas ergriff. „Kinder, ihr habt alle recht, auf euer Wohl!“ und der Friede war wieder hergestellt. Der Beamte hatte den ganzen Wortwechsel genau verfolgt; am Ende desselben ergriff er die Feder und schrieb Antoinen und meinen Namen in die Reihe derjenigen, die für den obern Missouri bestimmt waren.

„Es sind ein paar gutmütige und verträgliche Burschen,“ murmelte er, als er die Feder anspritzte; „sie werden sich leicht lenken lassen und Freundschaft mit den Indianern halten.“

Zweites Kapitel. Eine gefährliche Situation.

Die erste Zeit im Dienst der Compagnie brachte mir viele bittere Enttäuschungen. Mit der erhaltenen Stelle war ein ganz geringes Einkommen verbunden, nicht zu gedenken, daß ich die ungewohnten Dienste verrichten mußte. Auf bessere Zeiten hoffend, fügte ich mich indessen in das Unabänderliche, und nach wenigen Wochen wurde ich meines Postens als Kalfaktor der Faktorei entbunden und der Schar der Jäger eingereiht. Gleich auf dem ersten Jagdzuge lernte ich den alten François kennen, von dem ihr gewiß alle schon gehört habt; denn am obern Missouri gab es wohl keinen Posten, auf dem man den Alten nicht gern gesehen hätte.

Unser erstes Zusammentreffen war ein ganz wunderbares und fand an einem Zufluß des nördlichen Platte statt. Ich hatte am Nachmittage eines Tages die Fährte eines Bären verfolgt und wollte gerade, die Trümmer eines Blockhauses erreichend, neben demselben mein Nachtlager aufschlagen, als ich plötzlich, einige hundert Schritte von dem Plage entfernt, den matten Schein eines Lagerfeuers erblickte. Wohl wissend, daß die geringste Unvorsichtigkeit mir Leben

und Kopfhaut kosten konnte, warf ich mich zu Boden und schlich, so leise es nur möglich war, langsam einer Stelle zu, von der aus ich den Platz, auf welchem das Feuer brannte, einigermaßen übersehen konnte. Dort erblickte ich zwei Indianer, zwischen denen ein weißer Jäger gefesselt lag, und der von seinen Feinden verspottet und verhöhnt wurde.

„Nur deine Augen und Knirsche mit den Zähnen,“ hörte ich einen der Wilden, seinem Kopfpuz nach ein Häuptling, auf englisch zu dem Gefangenen sagen, „diesmal entgeht Ablerange dem Marterpfahl nicht wieder, wie dies schon einmal geschehen. Er steht für ihn bereit, und die Weiber und Kinder der Blackfeet schmücken sich schon zu dem Feste, das ihrer harret, wenn das Bleichgesicht die Qualen des Todes schmecken wird.“

„Der springende Büffel ist selbst ein altes geschwätziges Weib,“ sagte der Jäger verächtlich.

„Hund von einem Bleichgesicht,“ fuhr da der Häuptling auf und trat mit dem Fuße nach dem Gefangenen, „halte deine Zunge im Zaume, wenn sich mein Tomahawk nicht noch heute abend mit deinem Blute röten und dein Skalp an meinem Gürtel hängen soll!“ — „Der springende Büffel ist ein tapferer Krieger,“ fuhr der Gefangene höhnisch fort. „Er übersfällt seine Feinde, wenn sie schlafen, und greift sie an, wenn sie gefesselt sind. Ich verachte ihn und speie aus.“

Mit einem wilden Geheul griff der Indianer auf diese tödliche Beleidigung nach seinem Tomahawk und stürzte auf den Jäger zu, der ihn, ohne mit den Wimpern zu zucken, erwartete. Derselbe hatte dem

Tode schon zu oft ins Auge geschaut, um ihn zu fürchten. Er schloß auch seine Augen nicht, als die todbringende Waffe bereits über seinem Haupte schwebte. Mit einem wilden Ausdruck der Freude blickte der Indianer noch einmal auf sein Opfer nieder und hob dann das Beil empor. In demselben Augenblick aber knallte meine Büchse; mit einem dumpfen Schrei schnellte der Indianer empor und sank dann, beide Arme hoch emporstreckend, auf den Boden nieder, den grünen Nasen mit seinem Herzblut rötend. Erschreckt sprang der zweite Indianer auf, zu erforschen, von wem der Schuß ausgegangen war. Kaum war er meiner ansichtig geworden, da sprang er mit wildem Geschrei, den Tomahawk schwingend, auf mich los. Doch er kam nicht weit, meine Büchse knallte abermals und, mitten durch die Stirn geschossen, brach er zusammen. Ohne mich weiter um die Gefallenen zu bekümmern, eilte ich rasch auf den weißen Jäger zu und zerschnitt die Riemen, mit denen er gefesselt war. Derselbe sprang auf, rechte die durch die feste Schnürung fast leblos gewordenen Glieder und reichte mir dann die Hand mit den Worten: „Das war Hilfe in der Not! Eine Sekunde später und der rothhäutige Schuft hätte meinen Kopf in zwei Teile geteilt. Ich danke Euch und wünsche nur, daß Ihr bald einmal in eine gleiche Lage kommt und es mir gelingt, Euch daraus zu befreien.“

„Ihr seid ja sehr freundlich!“ gab ich lachend zurück. „Offen gestanden habe ich aber nicht die geringste Sehnsucht nach einer Lage, gleich der Eurigen vorhin. Die Sache möchte vielleicht nicht so günstig ablaufen wie dieses Mal. Die Spitzbuben hatten

Euch ja ganz hübsch mitgespielt und Euch so zusammengeschmürt, daß Ihr noch jetzt kaum die Arme rühren könnt. Nehmt hier meine Flasche und reibt Euch mit dem darin befindlichen Whisky dieselben ein, das wird die Glieder beleben!"

Der Jäger nahm die Flasche, öffnete sie, roch schmunzelnd und sagte dann: „Ich bin nie sehr für das Außerliche gewesen, mein Freund, habe es vielmehr immer mit dem Innerlichen gehalten, und von dieser Regel will ich auch jetzt nicht abweichen. Wäre auch schade um den guten Stoff, ihn so sündlich zu verschwenden.“ Dabei setzte er die Flasche an seine Lippen und tat einen tüchtigen Zug daraus.

„Ah, wie das erquickt und belebt!“ sagte er, mir die Flasche zurückgebend. „Jetzt fehlt mir nur noch ein tüchtiger Imbiß, mich wieder zum Menschen zu machen.“

„Auch damit kann ich dienen,“ war meine Antwort, und damit zog ich ein Stück Maizbrot und getrocknetes Wildfleisch aus der Tasche. Der Jäger fachte das Feuer zu neuer Glut an, und nun ließen wir es uns wohllichmecken, wenngleich ich ab und zu einen scheuen Blick auf die Toten warf, deren verzerrte Züge von dem Scheine der flackernden Flamme unheimlich beleuchtet waren. Die Nähe der beiden Leichen war mir um so widerwärtiger, als die Indianer von meiner Hand gefallen waren und ich damals zum erstenmal Menschenblut vergossen hatte.

„Unsere stummen Gäste gefallen Euch wohl nicht?“ sagte der Jäger, meine Empfindungen erratend. „Nun, dem läßt sich leicht abhelfen, wartet nur einen Augenblick.“ Er erhob sich und trug die Leichname

zu einer nahen Schlucht und stürzte sie in dieselbe hinab. „Dort werden die Geier sie bald finden,“ sagte er, zu mir zurückkehrend, „und nun bekümmert Euch um die roten Spitzbuben nicht weiter; sie haben ihren verdienten Lohn empfangen. Ihre Waffen waren noch gerötet von dem Blut einer armen Ansiedlerfamilie, welche die Teufel in der vergangenen Nacht heimtückisch überfallen und ermordet haben. Ihr habt ein gutes Werk getan, daß Ihr die Prairie von den beiden Schuften befreit.“

Im weiteren Verlaufe erzählte er mir dann, wie er in die Hände der Indianer gefallen. In der vorhergegangenen Nacht hatte er an einer versteckten Stelle des Waldes sein Lager aufgeschlagen und war nach den Strapazen des Tages in einen so festen Schlaf verfallen, daß sein sonst so scharfes Ohr das Nahen von zwei Indianern, die schon am Tage seiner Spur nachgegangen, nicht wahrgenommen. Mit der größten Ruhe hatte er sich in sein Schicksal ergeben, während die Indianer aus Freude über ihren Fang in lauten Jubel ausgebrochen waren. Sie erzählten ihm von dem Überfall der Farm und den Grausamkeiten, die dabei von ihnen und den Indianern, mit denen sie zusammen den Überfall ausgeführt, verübt worden seien; daß sie ihn, den gefürchteten Jäger der Prairie, der schon so viele ihres Stammes in die ewigen Jagdgründe befördert habe, im Schlase hätten töten können, daß sie es aber vorgezogen, ihn lebendig in ihr Dorf zu bringen, wo er den qualvollsten Tod am Marterpfahl erleiden solle.

Ohne ein Wort zu erwidern, hatte der Jäger

den beiden Indianern zugehört, um dann von ihnen nach ihrem Dorfe geführt zu werden. Die erste Raft, welche sie gehalten, war für die beiden Rothäute eine ewige geworden. Ich war zur rechten Zeit gekommen, dem Jäger die Freiheit wiederzugeben.

Als der von mir Gerettete seine Mitteilung beendet, reichte er mir nochmals die Hand und sagte: „Und nun nehmt nochmals meinen Dank für den Dienst, den Ihr mir geleistet. Ihr habt wie ein tapferer Prairiejäger gehandelt, und der Teufel soll mich holen, wenn ich Euch Eure Tat je vergesse! Doch ich weiß noch nicht einmal Euren Namen. Der meinige ist Charles François. Unter diesem bin ich freilich bei den Jägern nicht bekannt, diese nennen mich vielmehr Adlerauge.“

„Ich heiße Eugen Branden und bin ein Sohn des schönen Rheinlandes,“ gab ich ihm zurück. „Widrige Geschehnisse haben mich über den Ocean getrieben, und jetzt stehe ich im Dienst der Missouri-Pelzcompagnie.“

„Da habt Ihr Euch das rechte Feld ausgesucht,“ gab mir François zurück; „hier gibt es doch noch etwas Besseres zu jagen, als ein paar Rebhühner oder einen unschuldigen Hasen wie bei Euch daheim, und Abenteuer könnt Ihr hier genug erleben, wie Ihr ja heute abend bereits erfahren habt. Wie gefallen Euch denn Land und Leute hier?“ — „Ganz vortrefflich,“ war meine Antwort. — „Das freut mich,“ lachte der Jäger, „und ich möchte Euch wohl einen Vorschlag machen.“ — „Und der wäre?“ fragte ich.

„Bleibt bei mir,“ lautete die Erwiderung. „Ich sehne mich danach, wieder einmal einen wackern Ge-

fährten hier in der Wildnis zu haben. Ihr habt mir gleich auf den ersten Blick gefallen; die Haupttugenden für Wald und Prairie, Mut und Uner-schrockenheit, scheinen Euch nicht zu fehlen, und wenn Ihr Entbehrungen ertragen könnt, wie sie das Leben hier nun einmal mit sich bringt, so soll es Euch an einer ergiebigen Jagd und an Abenteuern schon nicht fehlen. Was meint Ihr zu meinem Vorschlage?" — „Er gefällt mir so sehr, daß ich ihn ohne Zögern annehme,“ antwortete ich und schlug in die mir von François dargebotene Rechte ein.

So wurden wir miteinander bekannt.

François hielt Wort. Keiner verstand wie er die Fährte des Bären zu verfolgen, keiner besser die Kolonien der Viber aufzuspüren.

So waren etwa zwei Jahre vergangen, während welcher Zeit es mir gelungen war, die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben, da ich ein paarmal Gelegenheit gehabt hatte, zwischen Pelzhändlern und Indianern ausgebrochene Streitigkeiten auf gütlichem Wege zu schlichten. Um diese Zeit erhielt ich den Auftrag, einen Warentransport nach St. Louis zu geleiten. Nach unserer glücklichen Ankunft traf ich auch wieder mit jenem alten Herrn, der mich einst für den oberen Missouri notiert hatte, zusammen. Er war Teilhaber der Gesellschaft und empfing mich sehr freundlich. „Ich habe zufällig von Ihrer Vergangenheit gehört,“ sagte er, „und es freut mich, Sie gerade jetzt zu treffen, weil ich Gelegenheit habe, Ihnen eine Stellung anzubieten, die Ihren Fähigkeiten entspricht und die Ihnen ein sorgenfreies Leben gewährt.“

„Wie Sie wissen, Mr. Sarpy,“ gab ich zur Antwort, „läuft in den nächsten Wochen mein mit der Gesellschaft abgeschlossener Kontrakt ab. Ich will zwar mit Gelegenheit den Missouri wieder hinaufgehen, doch muß ich gestehen, daß ich wenig Lust fühle, mich irgendwie zu binden.“

„Auch nicht, wenn ich Sie mit tausend Dollar und freier Station als Sekretär auf einem unserer Forts anstelle?“ — „Ihr Anerbieten ist freilich sehr verlockend, indes Geld kann mich nicht bestimmen, meine Freiheit und Unabhängigkeit beschränken zu lassen; vielleicht später. Doch wann kommt François? Bei unserm letzten Zusammentreffen äußerte er gegen mich die Absicht, eine Verbindung mit Ihnen einzugehen.“

„François wird Ende dieses Monats hier eintreffen,“ erwiderte mir Sarpy. „Ich gedenke ihn aber noch vor Beginn des Winters wieder hinaufzusenden. Er ist einer der geschicktesten Trapper auf dieser Seite der Rocky-Mountains. Da ich Ihre Freundschaft für den alten Jäger kenne, so stelle ich Ihnen frei, denselben bei sich zu behalten und als Gehilfen mit auf Ihren Posten zu nehmen. Er wird Ihnen von großem Vorteil sein, und ich kann wohl sagen, daß, wenn er besser im Schreiben und Rechnen bewandert wäre, ich ihn unbedingt ebenfalls als Sekretär oder Kommandanten auf einem unserer Posten aufstellen würde.“ — „Niemand kennt den Wert François' besser als ich,“ war meine Antwort, „und glaube ich dieses nicht deutlicher beweisen zu können, als wenn ich mit meiner Entscheidung für die nächste Zukunft so lange zurückhalte, bis ich selbst mit ihm darüber beraten.“

„Dann muß ich befürchten, daß er Sie zu bewegen sucht, das Geschäft eines Freitrappers zu wählen, weil er selbst nicht nur eine absonderliche Vorliebe für das wilde Jagdleben hegt, sondern auch weil er immer soviel Glück mit dem Biberfang gehabt hat. Bei Ihren Kenntnissen und Ihrer Bildung aber wäre es schade, wenn Sie Ihr Leben als Freitrapper hinbringen wollten, während Ihnen als Mitarbeiter in unserm Geschäft doch bald eine gewisse Unabhängigkeit in Aussicht steht. Es sei denn, daß Sie gesonnen wären, Ihr Verhältnis zu der Compagnie ganz und gar zu lösen, um in der civilisirten Welt Ihre Kenntnisse zu verwerten.“ — „Das letztere zu tun, bin ich durchaus nicht gesonnen,“ war meine Antwort, „aber was das übrige anbetrifft, so wiederhole ich nur, daß ich keine bestimmte Zusage erteilen kann, ehe ich mit Francois gesprochen.“

„Wohlan denn, Branden, ich will Sie nicht zu einem Entschlusse drängen, obwohl ich gerade heraus sage, daß Ihre Dienste für uns von Wichtigkeit sind. Auch würden wir beantragen, daß die Regierung Sie bei verschiedenen Stämmen zu ihrem Dolmetscher ernenne. Geschähe dies, so könnte es Ihnen nicht schwer werden, die Rechte der Eingebornen, für die Sie ja verschiedenemal so warm eingetreten sind, zu schützen und manchen fühlbaren Mängeln in der Behandlung derselben abzuhefen, nicht zu gedenken der schönen Dollars, die Ihnen dadurch zufließen würden. Solange Sie übrigens in St. Louis bleiben, machen Sie es sich hier bequem. Für ein gutes Nachtlager soll gesorgt werden, und während des Tages wird die Stadt genug bieten, was Ihre

Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen dürfte.“ Mit Dank für die erwiesene Freundlichkeit und mit dem Versprechen, mich täglich einzufinden, um die Erlaubnis wegen des Nachtlagers in Anspruch zu nehmen, verabschiedete ich mich von Mr. Sarpy.

Mehrere Tage gingen dahin; mit Sehnsucht erwartete ich die Ankunft meines alten Jagdgefährten. Im Hause der Compagnie war ich gewissermaßen eingebürgert, und wenn ich nicht planlos die Stadt durchstreifte, begab ich mich nach den Hintergebäuden, wo in einer geräumigen Halle eine Anzahl Neger damit beschäftigt waren, mittelst einer Maschine Büffelhäute in Ballen zu pressen. Die Schwarzen scherzten und jubelten in ihrer gewöhnlichen, geräuschvollen Weise, während Ballen auf Ballen unter ihren geübten Händen entstand und aus der Thür gerollt wurde.

Nachdem ich bereits 14 Tage in St. Louis ge-
weilt und schon den nächsten Tag zur Abreise nach
Fort Sabine bestimmt hatte, traf François ein. In
seiner Begleitung befand sich ein alter Jagdgefährte
von ihm, ein Halfbreed namens Jose. Ich erzählte
ihm, welcher Vorschlag mir gemacht worden, und daß
er mich begleiten solle. Davon mochte er nun frei-
lich nichts wissen, und auch seinerseits bedurfte es
seiner großen Überredungskunst, mich dahin zu be-
stimmen, den Posten auszuschiagen, um dafür mit
ihm und seinem halbblütigen Gefährten als Frei-
trapper nach den Jagdgebieten am oberen Missouri
und Yellowstone zu gehen.

Drittes Kapitel.
In den Black-Hills.

Im folgenden Frühjahr — den Winter über war ich in meiner bisher innegehabten Stellung im Fort San Augustin verblieben — befand ich mich mit François und Jose zusammen in den Black-Hills. Unser Lager hatten wir am Running-River aufgeschlagen, in der Nähe der Stelle, wo er sein krySTALL-klares Wasser dem lehmfarbigen Missouri zur Weiterbeförderung an den Mississippi und den Golf von Mexiko übergibt. Es war eine raue Nacht, infolge schwerer Gewitter, welche sich in jüngster Zeit entladen, und der furchtbaren Regengüsse, die mit dem Eintritt des Sommers die ohnehin vom geschmolzenen Schnee der Rocky-Mountains angeschwollenen Gewässer noch bedeutend erhöht hatten. Zerrissenes Gewölk eilte flüchtig vor dem scharfen Südostwinde dahin. Nur immer auf Minuten vermochte der Mond die düstere Landschaft zu erhellen, und dann beleuchtete er die hochgelegene grasreiche Prairie und die dunkeln unbestimmten Massen der dichtbelaubten Waldungen, welche das Thal des Missouri und seines Nebenflusses schmückten. Auch auf den Missouri warf er sein mildes Licht und auf die zahllosen

Baumstämme, welche der mächtige Strom auf seinem Rücken trug, und die er selbst hoch oben am Fuße des Felsengebirges entwurzelt hatte oder die ihm von seinen zahlreichen Nebenflüssen zugeführt wurden. Stamm stützte sich auf Stamm, wo auf seichten Stellen einige Stämme gestrandet waren und den Anfang einer jener gefährlichen Holzklippen gebildet hatten. Krachend sanken die schwerfälligen Bauwerke zusammen, wenn die sich mit jeder Minute mehrende Last zu schwer wurde, und Tausende von Wirbeln erzeugend, überstürzten sich die Holzmassen in den Fluten, wenn sie, sich gegenseitig drängend, einen neuen Weg suchten oder mit unwiderstehlicher Gewalt gegen andere Holzklippen trieben.

Unser Feuer brannte auf einer Lichtung im Schatten weit überhängender Bäume. Ein mächtiger Horybaum, den vor Jahren der Sturm entwurzelt haben mochte, war gleichsam als Kaminwand benutzt worden. Es genügte daher eine geringe Anzahl trockener Zweige, um ein Feuer zu nähren, dessen Flammen, vom Winde getrieben, tief in den Stamm hineinbrannten und eine Art von Ofen bildeten, der eine wohlthuende Wärme ausstrahlte, ohne einen starken Schein zu verbreiten, wodurch unwillkommene Gäste hätten herbeigelockt werden können. In unsere Decken gehüllt, den Rücken dem Winde zugekehrt, saßen François und ich um das Feuer, wo auf glühenden Kohlen frisches Wildfleisch röstete. Unser Gefährte spähte oben auf der Prairie umher. Wir waren nämlich zwei Tage vorher mit einigen Indianern vom Stamme der Blackfeet zusammengetroffen, und wenn es auch nicht gerade zu offenen

Feindseligkeiten gekommen war, so glaubten wir doch auf der Hut sein zu müssen. Ich wollte zwar behaupten, daß die Blackfeet-Indianer zur Zeit keine Ursache hätten, weißen Jägern feindselig gegenüber zu treten, aber Francois war ganz anderer Meinung. „Ich bin noch einmal so alt als Ihr,“ sagte er, „und habe die Prairie schon durchstreift, als Ihr noch nicht geboren waret. Es ist wahr, Ihr könnt schon lesen und schreiben, wovon ich wenig Ahnung habe, aber Menschen beurteilen, ob weiße oder rote, das verstehe ich besser und“ — — hier schwieg mein Gefährte plötzlich, legte die eine Hand ans Ohr und bedeutete mit der andern, mich ruhig zu verhalten. Nach einigen Augenblicken fragte er hastig: „Was habt Ihr gehört?“ — „Ich hörte das ferne Geheul des Prairiewolfes und das Geschrei des großen Uhus,“ war meine Antwort. — „Aber wie oft das Geheul des Koyote?“ — „Dreimal den Wolf und einmal die Gule.“

„Es ist Joses Zeichen, doch laßt uns weiter lauschen; wenn er es gewesen, so muß der Ruf sich wiederholen.“ Schweigend verharrten wir in horchender Stellung. Nach einer Weile war abermals das Geheul des Wolfes in drei Pausen zu vernehmen, dem sogleich das unheimliche Lachen des Uhus folgte. Seiner Sache nunmehr vollständig gewiß, legte mein Gefährte sein Tonpfeifchen zur Seite, brachte beide Hände in Form einer Muschel an den Mund und ahmte das Geheul des grauen Wolfes so täuschend nach, daß die Tiere selbst dadurch hätten irre geführt werden können. Den Kopf darauf hintenüber werfend und sich mit der Hand schnell hintereinander

auf den Kehlkopf schlagend, erzeugte er ebenso ähnlich das dumpfe Lachen der Eule. Ein einfacher Eulenkuss antwortete aus der Ferne, aber zitternder und langgedehnt. „Es ist Gefahr im Anzuge,“ ließ sich da François vernehmen, „und wir dürfen nicht länger hier am Feuer weilen.“ Eiligst wickelte ich einige Scheiben des noch halb rohen Fleisches in die Decke, und diese nebst Pulverhorn und Kugeltasche auf den Rücken werfend, stand ich gleich darauf neben meinem Gefährten. „Wir müssen uns verbergen,“ sagte er zu mir, „aber so, daß wir das Feuer im Auge behalten, um Jose Gelegenheit zu geben, sich mit uns vereinigen zu können. Ich will ihm aber ein Zeichen zurücklassen, das ihn von unserer Nähe in Kenntniß setzen soll.“ Mit diesen Worten nahm er einen Feuerbrand, legte denselben quer über den Hickorystamm und wandte sich dann dem zur Seite stehenden dichten Gebüsch zu, wohin ich ihm folgte. Nach Zurücklegung von ungefähr zweihundert Schritten hielten wir an und erstiegen einen Walnußbaum, zwischen dessen dichtbelaubten Zweigen hindurch wir unsere alte Lagerstelle zu überblicken vermochten.

Eine Viertelstunde verging, ohne daß um uns her sich etwas geregt hätte. Plötzlich stieß mich François an und deutete auf eine dunkle Gestalt, die vorsichtig aus dem Schatten der Bäume vor das beinahe niedergebrannte Feuer glitt. Es war der Halbbreed. Nach einigen Augenblicken regungslosen Harrens sprang er auf, ergriff einen Feuerbrand und leuchtete mit demselben auf den Stamm. Beim Anblick des erloschenen Brandes, der, mit dem Stamm ein Kreuz bildend, auf diesem ruhte, schwenkte Jose

den fackelähnlichen Zweig mehreremal ums Haupt, bis derselbe wieder aufflammte, und dann wies er damit nach der Prairie hinauf, als nach der Seite, von wo uns die Gefahr drohte.

„Sie sind uns auf den Fersen,“ flüsterte mir François zu, „und da er weiß, daß wir ihn beobachten, warnt er uns, durch keinen voreiligen Laut die Feinde herbeizulocken.“ Jose schlich nun dem Rande der Dichtung zu und verschwand dort hinter dichtem Buschwerk.

„Jetzt schnell!“ rief mir der alte Jäger mit unterdrückter Stimme zu, und gleich darauf befanden wir uns auf dem Boden und nahmen die Richtung des Spähers, um an der Mündung des Fließchens mit ihm zusammenzutreffen. Ehe wir indessen den Missouri erreichten, gesellte sich der Halsbreed zu uns, und ohne Zögerung setzten wir den Weg am Ufer des Running-River fort, bis wir das Rauschen des Missouri vernahmen. Hier erst öffnete Jose seine Lippen, um uns mitzuteilen, daß wir von einem Duzend Blackfeets verfolgt würden, die auf nichts Geringeres ausgingen, als uns noch auf dem Gebiet der Ponkas zu erschlagen, um auf diesen Stamm die verräterische Handlung schieben zu können.

Während wir nun die in unserm Bereich vorüberreichenden Baumstämme anhielten und mittelst unserer Gürtel und Riemen zu einem Floß fest zusammenfügten, berichtete Jose, wie es ihm gelungen sei, dem Anschlag auf die Spur zu kommen. Er hatte sich so nahe an das Lager der Blackfeet herangeschlichen, daß er ihre Beratung mit anhören konnte. Vorsichtig sich zurückziehend, war es ihm nicht

entgangen, daß einer der Feinde einen Baum erstiegen und von da aus den Schein unseres Feuers entdeckt hatte. Er war dann noch so lange auf seinem Posten geblieben, bis er sich überzeugt, daß die Bande wirklich Arstalt getroffen, uns zu überfallen und das blutige Werk zu vollenden.

Wir waren endlich mit der Herstellung des aus mehreren schweren Treibholzstämmen bestehenden Floßes zu stande gekommen. Im Begriff, unsere Decken und Waffen auf demselben zu befestigen, vernahmen wir plötzlich von unserer alten Lagerstelle her den klagenden Ruf des Wip-poor-will, der so gleich an verschiedenen Stellen und zwar einmal in geringer Entfernung von uns beantwortet wurde. Schnell sprangen François und ich auf das Floß und versuchten mit Hilfe des vom Ufer aus nachschießenden Jose dasselbe flott zu machen. Doch vergeblich; der eine Balken ruhte schwer auf dem Sande, und es war zu spät, um zurückzueilten und mit vereinten Kräften vom Ufer aus das Fahrzeug in Bewegung zu setzen. Das Knacken eines Zweiges, der unter dem Fuß eines nachspürenden Blackfeet brach, führte indessen eine schnelle Entscheidung herbei. Wir warfen uns schnell auf das Floß nieder, und zwischen den Stämmen uns halb ins Wasser hineindrückend, durften wir hoffen, im tiefen Schatten der überhängenden Laubmassen, den Blicken unserer Feinde verborgen zu bleiben. Der Halsbreed dagegen suchte hinter einem starken Baume Schutz, der nur wenige Schritt vom Floß entfernt stand.

Keine fünf Minuten hatten wir in unserer Stellung verharret, als wir zweier Indianer ansichtig

wurden, die behutsam dem Laufe des Flüsschens folgten und augenscheinlich jeden Schatten auf dem Wasserspiegel und jeden Strauch am Ufer sorgfältig prüften. Plötzlich bückte sich der eine, und mit den Händen auf der Erde umhertastend, forderte er den Gefährten auf, ein Gleiches zu thun. Wir sahen ein, daß unser Versteck verraten werden mußte, denn die Spuren, welche wir in dem aufgeweichten Erdreich zurückgelassen, waren entdeckt worden, und uns zum Kampfe vorbereitend, streckten wir unsere Hände nach den Waffen aus. Die beiden Blackfeet vermuteten uns augenscheinlich an der Mündung des Flüsschens; denn sie vermieden es, ihre Gefährten durch Signale herbeizulocken, durch welche wir hätten gewarnt werden können.

Nach kurzer Beratung kamen sie überein, daß einer von ihnen zurückkehren und die Gefährten herbeiholen solle, während der andere die Forschungen fortsetzte.

Geräuschlos wie eine Schlange verschwand die eine Gestalt; der Zurückgebliebene dagegen untersuchte tastend Zoll für Zoll den Boden vor sich und rückte dem Floß allmählich näher. Endlich befand er sich kaum noch fünf Schritte von demselben entfernt. Seine Blicke hesteten sich fest auf die schwarze Masse, und sich vorn überneigend, schien er die durch die tiefen Schatten der Bäume erzeugte Dunkelheit mit den Augen gleichsam durchdringen zu wollen.

Wiederum bewegte er sich einen Schritt vorwärts; seine rechte Hand hielt den Tomahawk zum Schlage bereit, während die linke den Griff des Messers umspannte. Er hatte eine Stellung angenommen,

welche ihm ebensowohl gestattete, sich gegen einen unvorhergesehenen Angriff zu verteidigen, als auch durch einen Sprung rückwärts der Übermacht zu weichen.

Totenstille herrschte ringsum, und deutlich vernahmen wir das leise Knistern des Sandes unter dem Mokassin des Blackfeet, wenn derselbe sich bückte oder zur Seite neigte und dadurch das Gewicht des Körpers bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß ruhte. Unheimlich erklang in der Ferne der melancholische Ruf des Wip-poor-will, mit welchen sich die Blackfeets zusammenlockten, und als ob dieser Ton ihn ermutigt hätte, näherte sich der Wilde abermals um einen Schritt. Er stand jetzt kaum noch einen Schritt von dem treibenden Wasser, welches sich murmelnd an dem Floß brach. Dicht neben ihm aber befand sich der Baum, hinter dem der Halsbreed wie ein Tiger auf sein Opfer lauerte. Der schwarze Gegenstand im Wasser fesselte des Blackfeets Aufmerksamkeit in so hohem Grade, daß er die leichte Bewegung hinter sich gar nicht wahrnahm. Wahrscheinlich war es ihm gelungen, die Formen unserer halb im Wasser liegenden Leiber zu unterscheiden; denn seine Hand ließ den Griff des Messers los und hob sich zum Munde, wie um durch einen Ruf die Gefährten zur Eile zu spornen. Seine Lippen hatten sich indessen noch nicht geöffnet, als des Halsbreeds Tomahawk tausend durch die Luft fuhr und sich tief in des Blackfeets Schädel grub.

Mit einem schweren Seufzer sank der Getroffene vorn über; kaum spritzten aber die Wellen unter ihm auf, als François wie der Blitz emporjchnellte, den

Verwundeten ins tiefe Wasser zog und dort niederdrückte. Er wollte einen Aufschrei des Sterbenden ersticken; doch das war unnötige Vorsicht, denn Jose hatte seinen Hieb so sicher und kräftig geführt, daß die Fluten nur eine regungslose Leiche davontrugen.

Unsern vereinten Kräften gelang es endlich, das Floß vom Ufer aus in Bewegung zu setzen; von der Strömung erfaßt, wurde dasselbe schnell dem Missouri zugetragen.

Leise glitt das Fahrzeug dahin, die dunkeln Kronen der Bäume nickten, die schweren Wolken flogen, und wie toll jagten sich Schatten und Licht wechselweise über die düstere Landschaft. Hinter uns aber blieb weit zurück das nasse Grab des erschlagenen Kriegers.

Viertes Kapitel. Auf dem Missouri.

Nach kurzer Zeit gelangten wir bis dahin, wo ein kleines weidenbewachsenes Delta die Mündung des Running-River bezeichnete. Nicht ohne Mühe hielten wir das gebrechliche, schwerefällige Floß im Hauptkanal, und bald zeigte sich an dem Schwanken, daß wir auf der gefährlichen Grenze trieben, welche von dem Wasser des Missouri und dem seines Nebenflusses gebildet wurde. Wir versuchten zwar, den Kanal des letzteren zu erreichen, doch war die Strömung des Missouri für unsere Kräfte und einfachen Ruderwerkzeuge zu stark. Nachdem wir eine Zeitlang auf den schäumenden Strudeln umhergewirbelt waren, wurde das Floß endlich mit verstärkter Geschwindigkeit der Mitte des Flusses zugetragen, wo es sodann einen stetigeren Lauf nahm.

„Bis an die Ohren will ich mich skalpieren lassen!“ brach jetzt mein alter Gefährte los, „wenn der heimtückische Blackbird, der Häuptling der Blackfeet, nicht die Ursache ist, daß wir unsere unfreiwillige Stromfahrt machen, und von ganzem Herzen wünsche ich, daß er jetzt da läge, wo sich der Bursche befindet, dem Jose so hübsch den Schädel gespalten.“ — „Vor allem mochte er es auf unsere trefflichen Kentucky-

büchsen abgesehen haben," ergänzte der Hålfbreed. „Habt Ihr nicht gesehen, mit was für gierigen Blicken er dieselben betrachtete, da er selbst doch nur eine alte Feuersteinflinte besaß; doch paßt auf! wir treiben gegen den Ast eines versenkten Baumes." François hatte die gefährliche Klippe aber schon bemerkt, und seine Ruderstange gegen dieselbe stemmend, trachtete er danach, dem Floß eine andere Richtung zu geben.

In demselben Augenblick jedoch erhielt das Fahrzeug einen so heftigen Stoß, daß wir fast ins Wasser geschleudert worden wären und die Riemen, welche die Stämme zusammenhielten, teilweise zerrissen.

Das Floß war auf eine verborgene Klippe gerannt und lag eine Minute regungslos da. Dann aber, nachdem es einigemal hin- und hergeschwankt, wurde es von der Strömung erfaßt, worauf es, von der Klippe hinuntergleitend, wieder ein Spiel der brausenden Fluten, unbehindert in dem Hauptkanal dahinschoß.

„Glücklich entkommen!" rief François aus, als er seinen Körper wieder ins Gleichgewicht gebracht hatte und sich bereit hielt, andern Hindernissen entgegen zu treten. „Aber was meint Ihr, Jose, ist es Euch nicht, als ob wir nach dem andern Ufer hinübertrieben?"

„Wir treiben nach dem andern Ufer," erwiderte der Hålfbreed, der damit beschäftigt war, die gelockerten Stämme wieder fester miteinander zu verbinden. „Ein zweiter Stoß wie dieser wird aber zuviel für die Riemen," fuhr er fort, „und ich fürchte die Strudel in den Biegungen des Stromes mehr als alles Treibholz und alle Klippen."

„Ihr habt recht, Jose,“ bemerkte ich; „sogar mit Rudern möchte es uns kaum gelingen, die Biegungen unbeschadet hinter uns zu bekommen.“ — „Jedenfalls sind wir dann dem Ufer aber um soviel näher und können uns möglicherweise durch Schwimmen retten,“ fügte François hinzu. — „Eine schwere Aufgabe, hier zu schwimmen,“ meinte der Halsbreed, indem er seine Blicke umherschweifen ließ. Es gehörte in der That ein kräftiges Männerherz dazu, um nicht in einer solchen Lage und inmitten einer solchen Umgebung eine gewisse Beklemmung zu empfinden.

Wenn der Mond auf Minuten zwischen dem zerrissenen Gewölk hindurchschimmerte, dann beleuchtete er den breiten Wasserspiegel des Stromes, der durch die treibenden Holzmassen doppeltes Leben erhalten zu haben schien. Mächtige Bäume mit hoch aufragenden Kronen, deren Wurzeln auf dem Grunde schleiften und die Geschwindigkeit hemmten, zogen träge dahin. An diesen vorbei eilten zweiglose Stämme, die vielleicht seit Jahren modernd am Fuße der Rocky-Mountains gelegen. Kurze Baumstümpfe und Bruchstücke von Ästen folgten in kreisender Bewegung nach oder bildeten, sich aneinander drängend, kleine Flöße, welche von dem nächsten Strudel wieder auseinander gewirbelt wurden.

Unheimlich rauschten und schäumten die Wellen, wo sie auf den geringsten Widerstand trafen; ebenso unheimlich heulte der Wind über den breiten Strom, und mit rasender Geschwindigkeit schossen wir dahin. Wir hielten unsere Blicke nach vorn gerichtet und die Stangen zum augenblicklichen Gebrauch bereit.

„Wir nähern uns einer Insel,“ rief plötzlich der

Halsbreed aus. — „Wenn's nur keine Holzinsel ist,“ antwortete François, der die schwarzen Umriffe auf dem Wasser zu unterscheiden bestrebt war. — „Ein Treibholzriff!“ rief ich meinen Gefährten zu, indem ich zugleich mein Ruderholz fester umklammerte und Büchse und Kugeltasche über die Schulter warf.

„Und eins von der schönsten Art,“ bekräftigte François, indem er sich neben mich stellte, um mir beizustehen, den ersten Anprall zu schwächen.

Pfeilschnell trugen die Wogen uns vorwärts, immer weiter dehnte sich die Insel vor uns aus und deutlich vernahmen wir das Rauschen des Wassers, welches sich schäumend zwischen den eingekleisterten Stämmen brach. Ein leichter Stoß erschütterte jetzt unser Floß; kaum aber hatten wir das verlorene Gleichgewicht wieder gewonnen, als das unsichere Fahrzeug so gegen die Holzklippen rannte, daß die zusammengebundenen Stämme mit lautem Krachen auseinanderfuhren und sich steil aufzurichten begannen.

Durch den heftigen Stoß waren wir alle drei weit nach vorn geschleudert worden, und ehe wir noch Zeit gewannen, uns zu erheben, schmetterte der eine Balken des zertrümmerten Floßes zwischen mir und dem Halsbreed nieder, daß die Splitter weit umherflogen. Es war ein Glück für uns, daß wir uns noch nicht hatten rühren können, denn in jeder andern Stellung würde der Sturz des mächtigen Stammes dem einen oder dem andern verderblich geworden sein. So war es nur des Halsbreeds Büchse, die Schaden gelitten, indem der Schaft derselben abgebrochen war.

„Da wären wir ja noch alle beisammen und Gott sei Dank ohne unsere Gliedmaßen eingebüßt zu haben,“

sagte François, indem er sich aufraffte und höher nach dem Riff hinaufkletterte. „Wie wir aber von dieser gesegneten Insel hinuntergelangen sollen, ist eine andere Frage. Ein wahres Glück, daß das Fleisch nicht verloren gegangen, denn die lustige Stromfahrt hat meinen vorher schon regen Appetit um nichts vermindert. — Schöner ist gewiß noch nie eine Rothaut hinter's Licht geführt worden, als diese Blackfeets,“ fuhr er mit fröhlichem Lachen fort. „Ich möchte sie sehen, wie sie bei Anbruch des Tages jeden einzelnen Baum behutsam prüfen und endlich an die Stelle gelangen werden, wo wir das Ufer verließen.“

„Wie wär's denn, wenn wir ein Feuer anmachen?“ wandte ich mich an den alten Jäger; „unsere durchnäßten Kleider können eben so gut Hitze vertragen wie die noch halb rohen Fleischscheiben.“ — „Wenn es nur nicht zum Verräther wird,“ meinte der Halsbreed; „ich traue den Blackfeets nicht, sie haben treffliche Augen, und wir sind doch kaum vier Meilen von der Mündung des Running-River entfernt.“ — „Wenn wir dazu ein geschütztes Plätzchen am Borderteil des Riffs auswählen, so dürfte der Feuerschein kaum vom Ufer aus zu sehen sein,“ entgegnete François; „ich will gleich einmal sehen, ob sich ein solches Plätzchen findet.“ Er nahm einen trocknen Ast, setzte denselben in Brand und kletterte an einer geeigneten Stelle von dem Riff hinunter.

Fast in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel, auf einem mächtigen feuchten Baumstamm, legte er das Feuer so an, daß es vom Ufer aus nicht leicht bemerkt werden konnte, zugleich aber auch der scharfe

Wind die Flamme nicht in das Holzwerk hineintrieb. Während er die Bereitung der Mahlzeit übernahm, schafften der Halsbreeb und ich durch Zusammenhäufen angeschwemmten Grases verhältnismäßig bequeme Lager. Nach Beendigung der Mahlzeit wickelte sich jeder in seine Decke, um die wenigen Stunden bis zum Anbruch des Tages zur Ruhe zu verwenden.

Als es anfang Tag zu werden, waren wir schon wieder auf den Beinen und prüften aufmerksam die Tiefe des Wassers, welches zu beiden Seiten des Riffs schäumend dahinflöß. Die Länge unserer Insel mochte an dreihundert Schritt betragen, die Breite dagegen höchstens fünfundzwanzig bis dreißig. Sie bestand aus Baumstämmen, Zweigen und Ästen jeder Größe, die im wildesten Durcheinander neben- und übereinander lagen, wie sie eben von dem Andrang des Wassers emporgeschoben oder zur Seite gedrängt worden waren. Nach kurzer Zeit theilte sich die Strömung in zwei Kanäle, welche die Richtung nach den beiden Ufern nahmen. Nach dem linken Ufer zu hatten die sandführenden Wellen ihre festeren Bestandteile schon seit langer Zeit abgesetzt und so den ersten Grund zu einer Sandbank gelegt, welche allmählich so sehr an Umfang gewonnen, daß sie fast die ganze Breite des Stromes ausfüllte und nur dicht am Ufer einen tiefen reißenden Kanal offen ließ.

Unser Plan war schnell gefaßt; aus kurzen Holzblöcken wurde ein Floß gebaut, welches stark genug war, uns alle zu tragen. Als wir dem Ufer näher kamen, wurde das Floß in die Strömung gelassen, wir schwangen uns darauf und erreichten glücklich das Ufer.

Fünftes Kapitel.
Hartnäckige Verfolger.

Nach einem Marsche von mehreren Stunden machten wir Halt, um daselbst den Rest des Tages und die Nacht über zu verbleiben. Unser Lagerplatz befand sich unfern dem Ufer eines Baches, der, sich zwischen Hügeln hindurchwindend, sein klares Wasser dem Yellowstone zuführte. Ich hatte für die ersten Stunden der Nacht die Wache übernommen. Verdächtige Spuren hatten wir den Tag über nicht wahrgenommen und an die Blackfeets dachte von uns keiner mehr. Die Büchse im Arm wanderte ich am Bache hin, der Meinen fern über dem Meer gedenkend. Plötzlich fuhr ich aus meinem Sinnen empor; ein Geräusch, wie von einem rollenden Stein, hatte mein Ohr getroffen. Schnell sah ich mich nach einem Versteck um und drückte mich an den weit überhängenden Uferrand, so daß die niederhängenden Zweige des wuchernden Gesträuchs meinen Körper notdürftig verbargen. Gleich darauf stürzte weiter oben ein Felsstück in den Bach; kleinere Steine und Erdstücke folgten nach, dann war es wieder ruhig.

„Was war das?“ dachte ich bei mir selber; „hier scheinen Menschen in der Nähe zu sein!“

Mein Versteck verlassen, um zum Lager zurückzueilen, durfte ich nicht wagen; deshalb blieb ich und lauschte auf jedes Geräusch, welches die Nähe von Menschen verraten konnte. Eine Zeitlang blieb alles still, dann aber unterschied ich ein eigentümliches Plätschern des Wassers. In regelmäßigen Pausen, so wie die Füße eines im Bache Watenden sich aus den Fluten hoben und wieder hineinsenkten, verstärkte und verringerte sich das Geräusch, und bald darauf gewahrte ich zwischen den Blättern hindurch den Schatten einer menschlichen Gestalt, die leise an mir vorbeiglitt und dann stehen blieb.

Da der Mond schien, so vermochte ich die Formen zu unterscheiden und erkannte zu meinem Schrecken in dem Wilden einen Blackfeet. Sie hatten also unsere Spur gefunden und dieselbe verfolgt. Der Indianer war mir so nahe, daß ich ihn fast mit der Hand erreichen konnte; dann schritt er nach dem andern Ufer hinüber, wo er sich niederbückte und die von dem umherspritzenden Wasser genäßten Steine betastete. Er hatte das Geräusch, welches das niederrollende Felsstück verursachte, vernommen und suchte jetzt ausfindig zu machen, von welcher Seite dasselbe herabgekommen sei.

Ein zweiter Stein, der eine kurze Strecke hinter ihm in den Bach rollte, beseitigte schnell seine Zweifel, denn das aufgeregte Wasser hatte sich noch nicht beruhigt, als er sich aufrichtete, die eine Hand an den Mund legte und einige gurgelnde Töne ausstieß, die von der halben Höhe des nahen Hügels beantwortet wurden. Der Wilde im Bache hatte den Ruf kaum vernommen, so sprang er geschickt nach

dem Ufer hinauf, wo er sich so hinsetzte, daß seine Füße dicht vor meinem Kopfe niederhingen. Wenige Sekunden später erschien sein Gefährte am jenseitigen Ufer, watete dann durch den Bach und kletterte am andern Ufer wieder hinauf, wo er sich ebenfalls niederließ, worauf sich beide leise unterhielten.

Da ich der Blackfeetsprache nicht mächtig war, konnte ich natürlich auch nichts verstehen. Doch wurde mir aus ihrem Benehmen und ihren Bewegungen klar, daß sie noch auf andere Gefährten warteten und nichts Geringeres vorhatten, als uns zu überfallen.

Eine halbe Stunde mußte ich wohl in meinem Versteck ansharren, und tiefe Dunkelheit herrschte im Schatten der Hügel. Mir begann meine wehrlose Lage drückend zu werden, indem ich kein Glied rühren durfte, wenn ich mich nicht verraten wollte. Dann fühlte ich aber auch das Verlangen, handelnd aufzutreten, um die drohende Gefahr von meinen Freunden abzuwenden. Durch das Eintreffen von vier andern Feinden, die das Ufer des Baches als Weg gewählt hatten, wurde ich endlich aus meiner Haft befreit; denn nachdem die sechs Krieger sich noch eine Zeitlang beraten hatten, trennten sie sich voneinander, und zwar schlichen zwei im Bache selbst dem Lager zu, während drei den Rückweg einschlugen, augenscheinlich, um sich wieder mit dem Haupttrupp zu vereinigen, der letzte aber nach dem Felsen- hügel hinaufkletterte, wie um unser etwa eine halbe (englische) Meile entferntes Lagerfeuer zu beobachten.

Sobald ich die Wilden fern genug glaubte, verließ

ich mein Versteck, trat in den Bach, brachte das durch die gezwungene Stellung beinahe gestockte Blut wieder in Wallung und traf dann Anstalten, dem einzelnen Späher nachzufolgen, da ich annehmen durfte, daß der geplante Überfall vor dem grauenenden Morgen nicht ausgeführt werden würde.

Ich hatte noch nicht festen Fuß auf dem Ufer gefaßt, als ich von der andern Seite des Baches herüber den kurz abgebrochenen schnarrenden Ton der großen Locustgrille vernahm.

Augenblicklich warf ich mich auf den Boden und schaute hinüber, von woher der Ton gekommen; doch vermochte ich in dem schwarzen Schatten nichts zu entdecken, dafür aber hörte ich wieder das eigentümliche Schnarren. Meine linke Hand suchte jetzt leise im Grase und führte gleich darauf einen grünen Halm zum Munde, dem ich dann so geschickt einen langen rasselnden Ton entlockte, daß sogar die Locustgrillen selbst dadurch hätten getäuscht werden können. Die Antwort schallte vom jenseitigen Ufer herüber, und im nächsten Augenblick glitt Jose an meine Seite.

„Viele, viele Blackfeets im Gebirge,“ begann der Halsbreed, ohne meine Frage abzuwarten, ein Zeichen, daß die Gefahr nahe sei. „Soviel, als Ihr Finger an den Händen habt, liegen im Hinterhalt den Bach weiter hinauf, und ebensoviel sind hier vorbeigezogen, um den Rückweg nach dem Missouri abzuschneiden. Ehe die Sonne aufgeht, werden beide Abteilungen bei dem Lager zusammentreffen, uns zu überfallen. Wir müssen fliehen, schnell fliehen. Ich folgte der einen Bande auf Umwegen bis hierher und war im

Begriff, nach dem Lager zu eilen, als ich Euch zu erkennen glaubte."

So lautete Joses hastiger Bericht, der mich mit nicht geringer Sorge erfüllte. Doch faßte ich mich schnell und theilte meinem Gefährten mit, was ich gesehen und erfahren. Dann forderte ich ihn auf, ins Lager zu eilen, um François auf die Ankunft der Wilden vorzubereiten, womöglich aber die beiden Späher, die sich im Bett des Baches befanden, abzuschneiden und zu beseitigen. Ich selbst wollte mich vorher auf die Spitze des Hügels schleichen, den für unsere Sicherheit so gefährlichen Posten, der mutmaßlich dort aufgestellt war, zu entfernen, und dann unverzüglich den Rückweg einschlagen.

Nachdem wir uns soweit miteinander verständigt, glitt der Halsbreed in den Bach zurück, während ich den Felsen zu ersteigen begann, auf den kurz vorher der Indianer hinaufgeklettert war.

Von der Seite, von wo aus unser Lager überblickt werden konnte, hielt ich mich absichtlich fern, um nicht etwa unvermutet auf den Späher zu stoßen, der dort auf der Lauer liegen mußte.

Nach einer Viertelstunde angestrengten Kletterns befand ich mich endlich kaum noch dreißig Fuß unter dem Gipfel des Hügels, dessen nackte Außenlinien sich gegen den sternbesäten Himmel genau abzeichneten. Dort rastete ich eine Weile und lauschte. Nur das Geheul der in weiter Ferne jagenden Wölfe schlug an mein Ohr und das Zirpen der Heimchen, die alle Felspalten bevölkerten. Die Blicke fest auf den höchsten Punkt des Berges gerichtet, bewegte ich mich Zoll um Zoll wieder einige Schritte weiter.

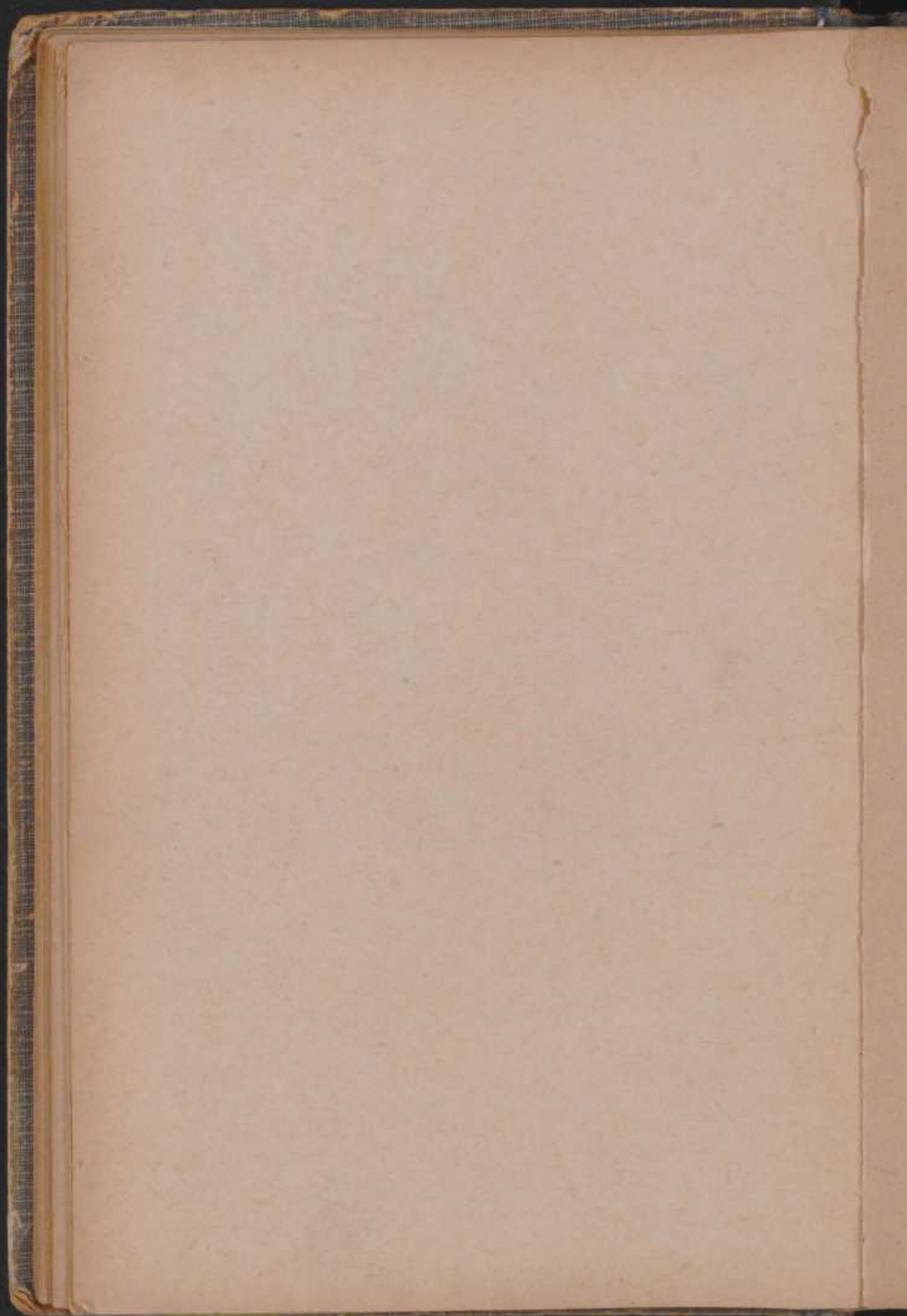
Plötzlich traf ein leises Knacken mein Ohr; es klang wie das Brechen dürrer Reiser, das mir von oben entgegenschallte und mich veranlaßte, mich fester an den Felsen zu schmiegen. Vergeblich aber war mein Bemühen, die Dunkelheit zu durchdringen, um irgend etwas zu entdecken; auf der Bergspitze blieb es so still, als ob nie der Fuß eines menschlichen Wesens sie betreten habe. Endlich trat ein dunkler Gegenstand vor einen hellleuchtenden Stern, der die äußerste Grenze des Gipfels bezeichnete. Der Gegenstand vergrößerte sich schnell, und bald erkannte ich die Gestalt eines Menschen, der augenscheinlich von der entgegengesetzten Seite hinaufgestiegen war.

Wieder wurde das eigentümliche Knacken bemerkbar, worauf die Gestalt sich bückte, wie um etwas niederzulegen, sich aber sogleich wieder erhob und gerade so, wie sie gekommen war, verschwand.

Ich erriet sogleich, daß der Späher dort die Vorbereitungen zu einem Signalfener treffe, um jede außergewöhnliche Bewegung im Lager seinen Gefährten sogleich mitteilen zu können, und mußte derselbe daher um jeden Preis unschädlich gemacht werden.

Die Zeit, welche der Wilde gebrauchte, um neuen Brennstoff auf den nackten Felsen zu suchen, benutzte ich, um durch einige geräuschlose Sprünge der Feuerstelle näher zu kommen. Doch hatte ich den Raum, der mich noch immer von ihm trennte, kaum zur Hälfte durchmessen, als der Kopf des Indianers über dem obersten Felsblock wieder sichtbar wurde und gleich darauf die ganze Gestalt dastand, neue Zweige zerknickte und vorsichtig anhäufte.





Ich hätte den Wilden bequem von seinem erhöhten Standpunkte herunterschießen können, doch würde ein Schuß die Aufmerksamkeit der Feinde erregt haben, die jenen Punkt gewiß beständig im Auge behielten. Da die Büchse mir nichts nützen konnte, legte ich dieselbe, sobald die Gestalt wieder verschwunden war, zur Seite, zog mein Bowiemesser aus der Scheide und glitt, ähnlich einem Panther, der seine Beute beschleicht, geräuschlos bis an die Felsplatte, auf welcher die Reiser angehäuft waren. Ich hatte indessen kaum Zeit, mich neben dem Stein niederzudrücken, als auch der Blackfeet wieder auf demselben erschien und ein Bündel dürre Zweige fallen ließ. Der entscheidende Augenblick war jetzt da; fester umklammerte ich den Griff des Messers, und als der Späher sich dann auf die Kniee niederließ und das dürre Holz mit Geräusch zu zerbrechen begann, schnellte ich mit der Geschwindigkeit eines Gedankens empor. Ehe noch der Wilde Zeit gewann, sich nach dem fremden Geräusch umzusehen, fuhr ihm meine Klinge mit solcher Gewalt dicht unter dem Schulterblatt in den Rücken, daß die Spitze vorn auf der Brust ihren Ausweg fand.

Lautlos sank der auf den Tod Verwundete auf den Reifighaufen, ich aber atmete erleichtert auf, denn ich glaubte den wichtigsten Schritt zu unserer Rettung getan zu haben, weil das Signalf Feuer nicht mehr angezündet werden konnte. Mein Schrecken war daher nicht gering, als ich plötzlich vom Abhange des Berges her und zwar kaum fünfzig Schritt von mir entfernt die unterdrückten Laute eines zweiten Indianers vernahm, der dem Getöteten

etwas zurief. Daß ihrer zwei dort ihr Wesen trieben, war mir in der Aufregung nicht eingefallen, und wie leicht konnte nicht der andere den Tod seines Gefährten entdecken! Glücklicherweise verließ mich meine Geistesgegenwart nicht. Wie ich es kurz vorher gesehen, so kniete ich jetzt selbst nieder, neigte mich über den Getöteten und die Zweige, und ohne dem Blackfeet zu antworten, aber auch ohne das Messer aus der Hand zu legen, knickte und brach ich die Reiser.

Der Wilde war unterdessen immer näher herangekommen und setzte noch immer halb kletternd seinen Weg zwischen dem Gerölle fort. Da er barfuß war, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Boden, wo er die Stacheln der Kakteen und das verletzende Gestein zu vermeiden suchte. Er blickte wenigstens kein einziges Mal nach der Stelle hin, wo er seinen Gefährten vermutete und dessen veränderte Umrisse ihm jedenfalls hätten auffallen müssen.

Ein Zusammenstoß war natürlich unvermeidlich; da aber ein Todeschrei des Sterbenden ebenso verderblich werden konnte wie der davoneilende leichtflüchtige Blackfeet selbst, so zögerte ich mit dem Angriff bis auf den letzten Augenblick.

Jetzt war der immer noch nichts ahnende Indianer bis dicht an die Felsplatte herangekommen und hatte schon den einen Fuß auf dieselbe gestellt, als plötzlich sein Argwohn rege ward. Die veränderte Form seines vermeintlichen Gefährten erweckte trotz der Dunkelheit sein Mißtrauen und mechanisch streckte er die Hand aus. Da sprang ich

plötzlich auf, die rechte Hand mit dem Messer hoch erhoben. Aber mein Gegner befand sich wohl nicht das erste Mal in solch gefährlicher Lage; denn geschwind sprang er zurück und riß, um sich meines Angriffs zu erwehren, den Tomahawk aus dem Gürtel. Ehe er aber seiner Waffe Herr werden konnte, hatte ich ihn gefaßt, und die scharfe Schneide meines langen Messers fuhr über seine Kehle. Ein tiefes Röcheln entquoll der Brust meines Opfers; aber auch dieses erstarb, als das Messer zweimal rasch hintereinander das Herz mit sicherem Stoß traf.

Als auch der zweite Feind leblos zu meinen Füßen lag, lauschte ich einen Augenblick gespannt; doch alles blieb ruhig, und unten in der Ebene sah ich den schwachen Schein unseres kleinen, fast niedergebrannten Lagerfeuers.

Zeit war jedenfalls nicht zu verlieren; schnell sprang ich nach dem Orte zurück, wo meine Büchse lag, warf dieselbe über die Schulter und eilte, so schnell es die Dunkelheit und der gefährvolle Weg gestatteten, den Abhang hinunter und dem Lager zu.

Meine Gefährten waren, da ich solange ausgeblieben, in nicht geringer Besorgnis um mich gewesen, und erfreut drückten sie mir die Hand. François war bereits durch Jose von dem Mißlichen unserer Lage unterrichtet worden, und hatte der alte erfahrene Jäger demgemäß die Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Auch der Halfbreed war glücklich genug gewesen, die beiden Blackfeets, die sich in der Nähe unseres Lagers getrennt hatten, einzeln zu erschlagen. Da die Späher beseitigt waren und die einzelnen Banden ohne jegliche Nachricht über unser

Beginnen bleiben mußten, so blieb uns ein Zeitraum von mehreren Stunden, in welcher Zeit wir einen bedeutenden Vorsprung gewinnen und, wie uns François versprach, einen ganz sichern Zufluchtsort erreichen mußten. „Die Blackfeets wählen gewöhnlich die Dämmerstunde zu ihren Angriffen,“ sagte der alte Trapper, während er einige frische Kloben in das Feuer schob. „Die Hunde!“ fuhr er lachend fort, „sie werden uns für Langschläfer halten und sich nicht wenig wundern, wenn sie uns ausgeflogen finden.“

Als wir unsere geringen Habseligkeiten zusammengepackt hatten, schlichen wir uns leise vom Feuer fort und nahmen den Weg nach dem Bache, um unsern Weg im Bette desselben stromabwärts zu nehmen. Schweigend schritt einer hinter dem andern her.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als schwarze Schatten das Mondlicht verdrängten und steile Felsenhügel sich zu beiden Seiten unseres Weges erhoben.

Unermüdlich setzte indessen François, der an der Spitze marschierte, seinen Weg fort, und nur in längeren Zwischenräumen hielt er einige Augenblicke an, um zu lauschen und dann wieder rüstig fortzuschreiten. Mitternacht war längst vorüber, als wir einen Punkt erreichten, an welchem eine von hohen Felsen gebildete Schlucht den Bach quer durchschnitt. Eine kurze Strecke hinter derselben hielt François still, worauf er Jose einige Worte zuflüsterte. Während wir beide weiter schritten, blieb der Halsbreed

zurück, um, wie François bemerkte, die Feinde zu beobachten.

Als endlich der Morgen zu grauen begann, vernahmen wir das Rauschen des Missouri, der sich hier seinen Weg durch hochauftrebende Felswände bahnte, und vor uns sahen wir Berge mit zerrißenen und zerklüfteten Abhängen liegen. Unser Weg führte jetzt in eine Schlucht, die sich in weitem Bogen um einen der Berge herumzog.

Nachdem der Pfad eine gewisse Höhe erreicht hatte, nahm die ganze Umgebung einen höchst wilden Charakter an. Mächtige Felsmassen ragten starr und nackt nach allen Seiten empor, tiefe Spalten und Risse durchfurchten die kahlen Abhänge.

„Ein herrliches Land, um der ganzen Blackfeet-Nation ein Schnippchen schlagen zu können!“ rief François lachend aus, als er bei der scharfen Biegung einer überhängenden Felswand stehen blieb und mich erwartete. „Ja, mein lieber Junge, mein altes Gedächtnis hat mich noch nicht verlassen; wir befinden uns hier in einer Gegend, die mir vor langen Jahren einmal Zuflucht vor den verdammten Schwarzfüßen gewährte, daß sie ohne meinen Skalp wieder abziehen mußten.“

Bei diesen Worten bog er um die Ecke des Felsens, und ihm folgend, sah ich mich plötzlich am Rande eines furchtbaren Abgrundes, und von tief unten herauf vernahm ich das Tosen der Missourifälle.

In einer engen Felsenhöhle machten wir's uns bequem, nahmen unser Frühstück ein und legten uns dann schlafen. Es mochte wohl Mittag sein, als François mich weckte. Wir gingen eben daran, uns

das Mittagsmahl zu bereiten, als tief unten aus dem Grunde das klagende Geheul des Panthers zu uns herauf drang. Mein Gefährte sprang in die Höhe und eilte hinaus, legte beide Hände an den Mund und ahmte den vernommenen Ruf mit größter Genauigkeit nach, worauf er wieder zu mir zurückkehrte. Eine halbe Stunde später glitt Jose um die Felssecke, und mit wenigen Worten erstattete er Bericht. Er war den Blackfeets auf dem Fuße nachgefolgt und hatte von einem Hügel aus ihre Bewegungen überwacht. Der anbrechende Tag zeigte ihm, wie die Feinde sich vergeblich bemühten, unsere Spur aufzufinden, worauf sie eine der unsern entgegengesetzte Richtung einschlugen. Wir blieben noch einen Tag in unserem Versteck, dann verließen wir dasselbe und schritten in die Ebene hinab. Gegen Abend befanden wir uns auf einem vielfach gewundenen Büffelpfade, der erst eine Strecke am Ufer des Missouri hinlief, dann aber gen Süden abbog und in die Prairie hineinführte.

Sechstes Kapitel. Das Omaha-Mädchen.

Der breite Wasserspiegel des Missouri verschwand bald unsern Blicken. Dorniges Gesträuch und knorrige Wurzeln kreuzten unsern Weg, allein trotz der Hindernisse kamen wir rasch vorwärts. In der Nähe eines Baches, der murmelnd über glatt gewaschenes Gestein hüpfte, wurde Halt gemacht, um das Abendbrot zu bereiten. Wir beschloßen, unser altes Jagdgebiet nicht mehr aufzusuchen, sondern uns nach dem Big-River und Gelbsteinfluß zu wenden. Nach wenigen Tagen war das erwähnte Gebiet erreicht, und da wir Wild in Menge fanden, auch häufig auf Biber- und Otterspuren stießen, schlug François vor, uns da häuslich niederzulassen. In einer schmalen, dicht mit Gebüsch bewachsenen Seitenschlucht errichteten wir eine leichte Blochhütte. Mehrere Tage waren vergangen; Spuren von Indianern hatten wir auf unsern Jagdausflügen nicht zu entdecken vermocht, glaubten auch von ihnen unbehelligt zu bleiben, da die Pontas, in deren Gebiet wir uns befanden, den Sommer über ihre Wigwams gewöhnlich viel weiter östlich aufschlugen.

Eines Tages befand ich mich allein in unserer

Behausung; meine beiden Gefährten waren auf der Jagd, um frisches Fleisch herbeizuschaffen. Ich machte mich nützlich, so gut es anging, putzte die Fallen, brachte die übrigen Fanggeräte in Ordnung und zündete ein Feuer an, um gleich ein paar feiste Hirschrippen braten zu können. Der Abend war nicht mehr fern, und besorgt über das lange Ausbleiben der Kameraden, machte ich mich auf den Weg und schritt die Schlucht hinauf. Das Ende derselben war bald erreicht, und links abbiegend erstieg ich einen kahlen Felsrücken. Als ich den Kamm erreicht hatte und mein Blick über den darunter sich befindlichen Talkessel schweifte, traute ich meinen Augen kaum. Kaum dreihundert Schritte von mir entfernt lagerte eine Bande Rothhäute, Blackfeets, wie ich an ihrer Kleidung und ihrem Kopfschmuck erkannte, und etwas zur Seite lagen gefesselt zwei Jäger, meine Kameraden François und Jose. Sie waren von den Indianern überrascht worden und hatten nicht Zeit gehabt, von ihren Büchsen Gebrauch zu machen. Daß mir dasselbe Schicksal zugebracht war, ersah ich bald; denn zwei der Blackfeets trennten sich von ihren Gefährten und schlugen die Richtung nach unserer Blockhütte ein. Helfen konnte ich meinen Kameraden augenblicklich nicht, und waffenlos, wie ich war, eilte ich zurück, um mich wenigstens in den Besitz meiner Büchse zu setzen. Ich erreichte die Hütte noch früh genug, hatte aber kaum das notwendigste meiner Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt, da sah ich einen der Späher um die nächste Felssecke lugen, ob es ratsam sei, sich weiter vorzuwagen. Da die Sonne bereits unter-

gegangen war und ich im dunklen Hintergrunde der Hütte stand, konnte er mich nicht sehen. Mir aber bot das bemalte Gesicht ein treffliches Ziel. Ich erhob die Büchse, und als der Schuß donnernd von den nahen Felswänden widerhallte, brach der Blackfeet zusammen. Ohne mich weiter um den Gefallenen zu bekümmern, raffte ich mein Bündel auf, lud meine Büchse aufs neue und eilte fort, so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, um aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entkommen. Die ganze Nacht hindurch setzte ich meine Flucht fort. Gegen Morgen erreichte ich das Ufer eines Flusses, der seine gelben Fluten träge zwischen Binsengestrüpp fortwälzte. Ohne langes Besinnen watete ich durch den Uferschlamm, um den Fluß zu durchschwimmen, bis ich das Binsengestrüpp an einer Stelle niedergetreten fand und daselbst ein noch gut erhaltenes Rindenkanoe entdeckte, welches jagende Indianer hier versteckt haben mochten in der Hoffnung, es im Herbst nach beendeter Jagd wieder vorzufinden. Ich benutzte das Kanoe zum Übersetzen und verbarg es am jenseitigen Ufer wieder im Schilfe. Ich war indeß zu einem bestimmten Entschlusse gekommen und entschlossen, alles daran zu setzen, meine Gefährten aus der Gefangenschaft zu befreien; allein aber war mir das nicht möglich. Weiße Jäger um ihren Beistand zu bitten, wäre zu umständlich gewesen, denn der nächste Handelsposten war mindestens fünf Tagesreisen entfernt. Ich begab mich zu einem den Weißen freundlich gesinnten Stamme, der mit den Blackfeets seit uralter Zeit in Feindschaft lebte, den Omahas. Sie waren ein kräftiger und ziemlich

kultivierter Menschenschlag, bei dem weiße Männer stets freundliche Aufnahme fanden, und bei ihnen glaubte ich die nötige Hilfe zu bekommen.

Hell und klar ging am folgenden Morgen die Sonne auf, als ich in der Ferne die Wigwams des betreffenden Stammes auftauchen sah. Beim Näherkommen konnte ich mich eines beklemmenden Gefühls nicht erwehren, denn nirgends war eine Spur von Leben zu sehen; das Dorf machte den Eindruck der Verödung und Zerfallenheit. Vergebens sah ich mich nach den braunen Knaben um, welche sich im Freien in der Handhabung der Waffen zu üben pflegen, vergebens nach den schwarzzüngigen Squaws, welche, vor den Türen sitzend, Mokassins mit den gefärbten Stacheln vom Stachelschwein schmücken. Unfähig, eine Erklärung zu all diesem zu machen, schritt ich zwischen den verödeten Zelten hin. Scheu wichen die zwischen den Hütten umhererschleichenden Wölfe zurück; im Schatten einiger Cottonwoodbäume erblickte ich mehrere Wigwams, über welchen ein Schwarm Raben und Geier unruhig hin- und herflatterte. Mit dem Geschrei der Vögel schlug aber auch eine menschliche Stimme an mein Ohr; es waren jene Klagelaute, durch welche die Indianer ihren Seelen Schmerz zu erkennen geben. Langsam schritt ich den Zelten zu. Waffen, Hausgeräte, indianische Kleidungsstücke und Schmucksachen lagen in Unordnung umher. Ich näherte mich der Hütte, aus welcher die Klagetöne kamen. Da ein Eingang nicht vorhanden war, so zog ich mein Messer, stieß es durch die straff gespannte Zeltwand, und rings um dasselbe herumgehend, durchschnitt ich die Häute.

Als ich noch einen Längsschnitt gemacht, sank die untere Hälfte der Zeltbedeckung auf den Boden, und mir ward ein unbeschränkter Einblick in das Innere. Ein Bild des Entsetzens bot sich mir dar. Auf einer Büffelhaut, zum Theil verhüllt von einer farbigen Decke, lag eine regungslose Gestalt mit gebrochenen Augen, das Antlitz mit Blattern bedeckt. Wie der Blic durchzuckte mich die Erinnerung, wie ja die tödliche, von den Weißen eingeführte Blatternkrankheit von Zeit zu Zeit die Dörfer der Indianer heimsuche und das unheimliche Vernichtungswert vollende, welches die westwärts dringende Civilisation und das Feuerwasser begonnen. Auch der ehemals so kräftige und männerreiche Stamm der Omahas war von der furchtbaren Pest heimgesucht worden und ihr zum Opfer gefallen.

Neben der Leiche kniete ein Mädchen, die Hände fest ineinander verschränkt, den verzweiflungsvollen Blick auf das erstarrte Totenantlitz gerichtet. Der leise Gesang, welcher sich den halbgeöffneten Lippen entwand, verriet die Trauerklage um ein geliebtes, für immer verlorenes Wesen.

Das Mädchen war fast noch ein Kind und von seltener Schönheit, auch nach europäischen Begriffen.

Nur flüchtig blickte die junge Indianerin auf, als die Zeltwände niedersanken und das volle Tageslicht das Innere erhellte, dann fuhr sie in ihrem Klagegesange fort. In zutraulicher Weise näherte ich mich ihr, legte meine Hand auf ihre Schulter und redete sie an.

„Warum will meine Schwester die Toten nicht

ruhen lassen?" sprach ich zu ihr; „was will die zarte Blume neben dem verdorrten Stamm?"

Das Mädchen schüttelte verneinend das Haupt und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich entfernen möge, wenn ich von der Krankheit nicht angesteckt werden wolle.

„Ich bin allein übrig geblieben," sagte sie dann; „sie sind alle gegangen, alle. Seit Vitubas Vater, der große Mediziner, von den Blackfeets erschlagen wurde, gab es keinen mehr unter den Omahas, der Kranke heilen konnte. Nun will auch ich sterben, um ihnen folgen zu können."

Ich sah ein, daß, solange das Mädchen die Leiche ihrer Mutter vor Augen hatte, alle meine Bemühungen, sie fort zu bringen, vergeblich sein würden. Ratlos blickte ich umher. Da fiel mir auf, daß die übrigen Opfer der Krankheit verschwunden waren. Auf meine Frage, was mit denselben geschehen, erklärte mir Vituba, daß sie von den Angehörigen in den Strom versenkt worden seien, und daß auch sie ihre Mutter dahin habe bringen wollen, aber zu schwach gewesen sei.

„Wir wollen für deine Mutter ein Grab machen und sie darein betten," versetzte ich tröstend; „meine Schwester wird mir helfen sie mit Steinen und Erde bedecken, damit die Raubvögel sie nicht erreichen." Ein Blick des Verständnisses und der Zustimmung leuchtete aus ihren Augen.

Hacke und Axt, wie sie von den Eingebornen zum Pflanzen von Mais benutzt werden, waren leicht zu haben, und tapfer arbeitete ich darauf los. So unvollkommen die Gerätschaften auch waren, die

Arbeit ging doch rasch von statten, denn auch das Mädchen war behilflich, indem sie die lose Erde aus der Vertiefung entfernte.

Mit Genugthuung nahm ich wahr, wie die dumpfe Starrheit eines tiefen Seelenschmerzes allmählich aus den Zügen meines Schütlings wich. Wie es immer unter derartigen Umständen der Fall ist, hatte die Tätigkeit sie von den düstern Bildern der Vergangenheit abgelenkt und einen lebensfroheren Ausdrück in ihr Aeußeres gezaubert.

Das Grab war bald fertig, und nun wurde die Leiche hineingebettet. Als dies geschehen war, trugen wir Steine herbei, die ich als eine feste Pyramide auf den Hügel schichtete.

„Bleicher Mann,“ sagte jetzt das Mädchen, „ich habe jetzt nichts mehr, was mich hält. Ich will dir folgen und wie einem Vater gehorchen.“ — „Gut, Lituba,“ entgegnete ich ihr. „Ich werde dich zu den Ponkas bringen. Die jungen Krieger aus dem Stamme der Ponkas werden sich freuen, eine Squaw aus dem angesehenen Stamme der Omahas zu erhalten und werden sich mir zur Verfügung stellen und mir beistehen gegen meine Feinde, die Blackfeet-Indianer.“

„Nein, bleicher Mann,“ rief Lituba da mit großer Entschiedenheit, „das werden sie nicht tun. Die Ponkas hassen den Krieg mit ihren roten Brüdern; sie wollen mit ihnen in Frieden leben und werden dem bleichen Manne sagen, daß seine Feinde nicht die ihrigen sind. Aber mein Bruder soll dennoch nicht allein gehen, seine Brüder aus den Händen der

Blackfeets zu befreien; Tituba will ihm behilflich sein, sie will nicht zu den Ponka-Kriegern gehen."

"Du bist schwach und zart; deine Hand ist nicht groß genug, einen Büchsenchaft zu umspannen, dein Arm nicht stark genug, das Messer in das Herz eines Feindes zu stoßen." — "Aber mein Auge ist scharf genug, die Spur eines Blackfeet zu erkennen. Ich hasse die Blackfeet; denn sie haben mir den Vater erschlagen."

Während wir die Mittagsmahlzeit einnahmen, wurde beraten, was zunächst zu tun sei. Nach eingehender Erwägung aller Umstände kam ein Plan zu stande, den wir sofort auszuführen beschloßen. Tituba sollte sich in das Dorf der Blackfeet schleichen, sich mit den Weibern bekannt machen und auf diese Weise erkunden, ob meine Gefährten noch am Leben seien und wo sie gefangen gehalten wurden. Eine besondere Gefahr war hiermit für das Mädchen nicht verbunden, da das indianische Weib sich im allgemeinen nur einer geringen Beachtung seitens des roten Mannes zu erfreuen hat.

Siebentes Kapitel. Von den Blackfeets gefangen.

In der Frühe des nächsten Tages nahm Tituba Abschied von dem Grabe ihrer Mutter, worauf sie rüstig neben mir herschritt. Spät am Abend erreichten wir den Ort, wo ich das Kanoe verborgen hatte. Die Nacht war sternklar. Über dem dunklen Waldstreifen in der Ferne drüben stieg der Mond glühendrot empor. Tituba stand am Ufer; das Mondlicht umfloß ihre elfenartige Gestalt. Sie betrachtete aufmerksam das schlammige Erdreich zu ihren Füßen, während ich mich bemühte, das Kanoe aus den Binsen hervorzuziehen. Zufällig blickte ich auf, und die gespannte Haltung des Mädchens gewahrend, eilte ich mit den Worten: „Was hast du, Tituba?“ auf sie zu.

Ohne ein Wort zu sprechen, deutete sie auf den Boden, wo in dem feuchten Erdreich deutlich ausgeprägte Mokassinspuren zu sehen waren. „Blackfeets,“ nickte sie, meinem Blicke begegnend. „Sie sind den Spuren des weißen Mannes nachgegangen und haben das Kanoe gefunden. Sie vermuten, daß mein Bruder hierher zurückkehren wird. Es ist möglich, daß sie in der Nähe sind.“ Ich lockerte das Messer

in der Scheide und machte meine Büchse schußfertig; die Indianerin ermahnte mich jedoch mit einer kurzen Handbewegung zur Ruhe. „Wirf dich auf den Boden nieder, wir werden beobachtet,“ flüsterte sie mir zu. „Drüben am jenseitigen Ufer habe ich es vorhin wie einen schwachen Feuerschein aufblitzen sehen.“

In dem Ufergestrüpp kauerten wir uns nieder und beobachteten durch die Lücken der Binsenwaldung gespannt das jenseitige Ufer. Aber nichts regte sich. Friedlich leuchtete der Flußspiegel im Widerschein des Mondes. Die Blätter der Bäume rauschten. Zahllose Johanniskäfer führten ihre nächtlichen Reigen auf und verschlangen ihre glänzenden Linien ineinander. Eine volle Stunde mochten wir auf der Lauer gelegen haben, als vom gegenüberliegenden Ufer Männerstimmen zu vernehmen waren. Bald darauf trennte sich ein Floß von den undurchdringlichen Uferschatten und folgte langsam der Strömung. Es näherte sich in schräger Richtung der Stelle, wo das Kanoe lag. Acht düstere Gestalten indianischer Krieger hoben sich aus dem bleichen Rahmen der Nacht heraus. Ich machte meine Büchse schußfertig.

„Sie haben unsern Aufenthaltsort entdeckt und wollen uns überfallen,“ flüsterte ich dem Mädchen zu.

„Nein,“ antwortete Tituba, „das wagen sie nicht; sie fürchten die Kugel aus der Büchse des weißen Jägers.“

Das Fahrzeug glitt in der That vorüber. Die Strömung hatte allmählich volle Gewalt über dasselbe gewonnen, und bald verschwand es weit abwärts in der Dunkelheit.

„Sie vermuten, daß wir stromabwärts fahren

wollen und beabsichtigen nun, uns den Weg zu verlegen."

"Oder sie wissen gar nicht um unsere Anwesenheit, und ihr Streifzug gilt einem andern Feinde," warf das Mädchen ein.

Um mir darüber Gewißheit zu verschaffen, beschloß ich, über den Strom zu schwimmen und den Ort zu untersuchen, von wo das Floß in den Strom gestoßen war. Dem widersetzte sich jedoch das Mädchen. "Du kannst nicht den reißenden Strom durchschneiden," sagte sie, "aber Tituba wird es tun. Die Omahas waren zu allen Zeiten die besten Schwimmer unter den Indianern, und mich nannten sie stets die Forelle. Ich werde meinem Bruder sichere Nachricht bringen."

"Sei es denn, wie du willst, Tituba," sagte ich, mit Bewunderung und Rührung das Mädchen betrachtend. "Kehre aber sofort zurück, wenn du etwas Verdächtiges wahrnimmst. Ist jedoch drüben das Ufer von Feinden frei, so laß dreimal hintereinander den Ruf des Känzchens hören. Ich folge dann schnell mit dem Kanoe nach und wir setzen unsere Wanderung fort."

Ohne Zögern ließ sie sich in das Wasser hinab. Mit klopfendem Herzen verfolgte ich ihre Bewegungen. Sie glitt mit unglaublicher Schnelligkeit dahin, und solange sie sich im ruhigeren Wasser befand, machte ihr das Durchschneiden des Stromes aufwärts nicht die geringste Schwierigkeit. Als sie sich aber durch die eigentliche Strömung arbeiten mußte, gewahrte ich mit Entsetzen, wie sie vergeblich gegen dieselbe ankämpfte und immer weiter mit

fortgerissen wurde, bis ich sie endlich nicht mehr zu erkennen vermochte. — Eine Viertelstunde mochte vergangen sein. In qualvolles Sinnen versunken stand ich am Ufer, und suchte mich mit dem trostlosen Gedanken vertraut zu machen, daß ich das unglückliche Mädchen wohl nie wiedersehen würde. Plötzlich erklang das verabredete Zeichen durch die Stille der Nacht.

„Gerettet!“ jubelte es in mir auf, und mit raschen Schritten eilte ich nach der Stelle, wo das Kanoe lag. Einsteigen und es mit kräftigem Ruck vom Lande abstoßen, war das Werk eines Augenblicks. In wenigen Minuten hatte ich das gegenüberliegende Ufer erreicht.

Lituba stand auf einer vorspringenden Landzunge. Als ich ans Land gestiegen war, kam sie auf mich zu und reichte mir die Hand.

„Mein Bruder möge beruhigt sein,“ sagte sie. „Kein Blackfeet befindet sich mehr auf dieser Seite des Stromes. Die Strömung hat sie weit abwärts geführt. Mein Bruder darf sich ruhig zum Schlummer niederlegen; die Reise war anstrengend; Lituba wird ihn wecken, wenn es Zeit ist.“

Ich wollte dagegen protestieren, aber das Mädchen beharrte auf ihrem Entschluß, so daß ich endlich nachgab. Nur wenige Minuten lag ich wach; ich war in hohem Grade ermüdet und schlief trotz der Morgenluft, die kühl und scharf vom Flusse herüberstrich, bald ein.

Neu gestärkt erwachte ich nach einigen Stunden. Es war ein prachtvoller Morgen. In Millionen von Tautropfen spiegelten sich die Sonnenstrahlen,

die belebend über Wald und Wiefengrün dahinschoffen. Auf dem weißen Sande des Ufers und auf gestrandeten Treibholzklippen saßen weiße und blaue Reiher, den gekrümmten Hals eingezogen und einen Fuß erhoben, und hin und wieder spähte ein Reiher nach einem Fische, der waghalzig genug sein würde, an die Oberfläche zu kommen.

Lituba hatte aus den mitgenommenen Vorräten unterdessen ein kleines Frühstück bereitet, dem wir dann tapfer zusprachen. „Es ist Zeit,“ sagte ich dann, auf die höher steigende Sonne deutend. Sie nickte stumm und hatte im Umsehen ihr Bündel geschnürt. Dann wies sie auf das Kanoe. Der Missouri sei breit, meinte sie, und ohne ein Fahrzeug könnten wir nicht hinüber gelangen; auch sei dasselbe nicht zu schwer, wir beide würden es mit Leichtigkeit fortschaffen können. Sämtliches Gepäck wurde in das Boot gepackt, dann saßen wir es bei den Handhaben und traten unsere Wanderung an. Je näher wir dem Missouri kamen, desto mehr zeigte sich der Boden von tiefen Schluchten zerrissen. Bald ging es den schroffen Abhang einer Regenschlucht hinab, bald über Hochland und grasbewachsene Steppen. Mittag war schon längst vorüber, als wir am Fuße eines schroffen Felsenfegels Halt machten. Lituba zündete ein Feuer an, um einen von mir geschossenen Truthahn zuzubereiten. Flink und geschäftig eilte sie hin und her, und ich konnte nicht genug ihre Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit bewundern.

„Meine Schwester ist nicht wie die indianischen Mädchen,“ sagte ich zu ihr, als sie mir eine mit

Quellwasser gefüllte Kürbisflasche anbot; „ihre Manieren erinnern an die Töchter der Blau- und Gelbgesichter. Auch scheint es mir, als sei die Farbe ihrer Haut lichter, ihr Haar weicher, als das ihrer indianischen Schwestern.“ — „Es ist, wie du sagst,“ nickte sie mir zu; „mein Vater war ein Weißer; ich habe ihn nicht mehr gekannt, aber die Mutter hat mir oft von ihm erzählt.“

Eine weitere Frage, die ich auf den Lippen hatte, wurde durch eine plötzliche Veränderung der Mienen meines Schütlings unterbrochen. Tituba blickte starr auf eine Felswand, welche inmitten der gegenüberliegenden Hügelkette ziemlich steil emporstieg. Ich folgte der Richtung ihres Blickes und sah einen Blackfeet-Indianer, der plötzlich auf der Höhe auftauchte. Mit der üblichen Vorsicht und Behutsamkeit schritt er bis an den Rand des Plateaus vor und musterte mit scharfem Blick die Gegend zu seinen Füßen.

„Der rote Mann ist allein,“ nahm das Mädchen in beruhigendem Tone das Wort, „und sein Blick reicht nicht bis hierher. Der vorspringende Hügel verbirgt uns seinem Auge.“ Ich hörte kaum auf ihre Worte, sondern meine Büchse ergreifend, rannte ich mit einem kurzen: „Tituba, ich kehre bald zurück, warte auf mich!“ in gebückter Haltung in die Regenschlucht hinein, von wo aus ein zugänglicher Abhang nach der Höhe hinaufführte. Geräuschlos schlich ich die Höhe hinan und hinter den Indianer, der noch immer in die Tiefe spähte. Er hatte seine Büchse auf einen zur Seite befindlichen Felsblock gelegt, und ich beschloß, mich vor allen Dingen in den Besitz

dieser Waffe zu sehen. Ein Sprung nach dem Felsblock und die Waffe war in meinen Händen. Zählings wandte der Indianer sich um, und ein Blitz des Erschreckens gab sich in seinen Zügen kund, als er mich mit angeschlagenem Gewehr vor sich stehen sah. Indessen diese Rundgebung der Überraschung währte nur einen Augenblick. Im Nu hatte er sich niedergeworfen, und als mein Finger den Abzug berührte, da streiften auch die Federn eines Pfeilschafts meinen Hut. Die Kugel war fehl gegangen, und vom wildesten Zorn erfaßt, riß ich mein Messer aus der Scheide, denn schon hatte ein zweiter Pfeil meine Schulter gestreift. Ein Sprung und ich stand dicht neben dem Indianer. Ehe ich jedoch die Waffe in das Herz meines Feindes stoßen konnte, hatte sich derselbe eine Strecke weit fortgerollt. Hierbei war er jedoch bis dicht an den Rand des jäh abfallenden Felsens gekommen. Im Begriff, das Gleichgewicht zu verlieren und in die Tiefe zu stürzen, klammerte er sich mit den Händen an eine über den Abgrund hinausragende Felszacke. Ein Blitz ohnmächtiger Wut sprühte aus seinen Augen, als ich die Büchse erhob, um ihm den Kopf zu zerschmettern. Er machte noch eine gewaltige Anstrengung, auf die Füße zu kommen, allein er verlor den Halt und stürzte, einen leisen Schrei ausstoßend, in die Tiefe hinab.

Ohne mich noch länger aufzuhalten, eilte ich den Felskegel hinab und drängte zu sofortigem Ausbruch, da es doch wahrscheinlich war, daß der in die Tiefe gestürzte Krieger nicht der einzige in der Gegend sei.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir das Missourital erreichten, das in gleicher Höhe mit

dem Boden der von allen Seiten ausmündenden Schluchten lag, so daß die Abhänge der hochgelegenen Prairie wie ein zusammenhängender Hügelzug die Einfassung des Tales bildeten.

Nur ein Gehölz von verschiedenartigem Strauchwerk war noch zu durchschreiten, dann sahen wir den Wasserspiegel des Missouri vor uns liegen. Das Bild, welches unsern Augen wurde, war unbeschreiblich schön. Breite, lichtgrüne Schilfguirlanden säumten, soweit der Blick reichte, das riesige Silberband des Stromes. Stufenweise stiegen am jenseitigen Ufer ungeheure Waldungen empor und langsam versank der feurige Sonnenball in dem dunkelgrünen Laubmeer. Die roten Lichter, die über den moosbesponnenen Waldboden huschten, erblaßten plötzlich, dann hüllten gewaltige Schattenmassen das gegenüberliegende Ufer ein.

Das Dorf der Blackfeets lag weiter unterhalb am Strome, doch durften wir nicht wagen, während der Nacht die Reise auf dem Wasser fortzusetzen, der vielen treibenden Baumstämme wegen, welche unser leichtes Fahrzeug leicht in Gefahr hätten bringen können.

Im Gebüsch dicht am Ufer schlugen wir unser Lager auf. Die Nacht verstrich ruhig; Tituba, welche die Nacht vorher gewacht hatte, schlief bis in den hellen Morgen hinein. Ich war schon früher wach geworden, warf die Büchse über die Schulter und patrouillierte das Ufer in einem weiten Umkreise ab. Nirgends zeigte sich etwas Verdächtigtes. Nicht die leiseste Spur eines Indianerfußes war in dem weichen Erdboden zu bemerken, und vollkommen beruhigt

wandte ich mich dem Ruheplaze wieder zu. Eine halbe Stunde später bestiegen wir das Kanoe, um nun flußabwärts die Reise fortzusetzen.

Es war einer jener schönen Tage, wie sie der amerikanische Sommer bietet. Tiefblau wölbte sich der Himmel über dem silberflimmernden Wasserspiegel. Geräuschlos glitt das kleine Fahrzeug längs des Ufers fort, einen schmalen Silberstreifen hinter sich herziehend. Geheimnisvoll säuselte das hohe Uferschilf. Die langen lanzettförmigen Blätter schlugen knisternd gegeneinander, und die grauen Blütenrispen neigten sich leicht unter dem Druck farbig schillernder Schmetterlinge, die nahrungsuchend sich darauf niederließen. Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, aber auf dem Wasser war es kühl und lustig. Stunde um Stunde verrann. Jegliches Gespräch zwischen uns war längst verstummt, desto lauter aber pochten unsere Herzen, denn wir näherten uns dem Orte der Entscheidung. Ein blaßgrauer Waldstreifen tauchte plötzlich in der Ferne mitten aus dem Flusse auf. Es war eine Insel, auf die ich sofort lossteuerte. Wir stiegen ans Land, zogen das Kanoe nach und beschloßen daselbst den Einbruch der Nacht abzuwarten.

Als die fahle Dämmerung unter den breiten Laubkronen sich auszubreiten begann, traf Tituba ihre letzten Vorbereitungen, und nachdem ich ihr noch ein „Behüt dich Gott!“ zugerufen hatte, eilte sie an den Strand, zog das Kanoe aus seinem Versteck und schob es ins seichte Wasser. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb sie das Fahrzeug durch die Strömung, und wenige Minuten später sah ich sie hinter den Stämmen des Waldes am gegenüberliegenden Ufer verschwinden.

Sie hatte aber noch keine zweihundert Schritt zurückgelegt, da schallte ein langgezogenes Geheul durch den Wald und gleich darauf hörte ich den lauten Aufschrei des Mädchens. Im nächsten Augenblick sah ich sie zwischen den Stämmen hinspringen und dem Fahrzeug zueilen; hinter ihr her stürmten ein halbes Duzend Blackfeetkrieger. Lituba erreichte vor ihren Feinden das Kanoe, aber als sie abstoßen wollte, entglitt das Ruder ihrer Hand und das Boot wurde von der Strömung erfaßt. Einige der Verfolger hatten sich bereits in den Strom geworfen, und mit wachsendem Entsetzen sah ich den Augenblick herannahen, in welchem sie das dahintreibende Kanoe erreichen würden. Sie stießen fortwährend schrille Pfiffe aus, die vom Ufer her mit einem so furchtbaren Geheul beantwortet wurden, daß es schien, als wäre das ganze Missouriital von den wilden Kriegergestalten besetzt gewesen. Ich fühlte die Nothwendigkeit des Einschreitens, hob die Büchse und nahm, so gut es die bereits eingetretene Dunkelheit gestattete, den vordersten Schwimmer aufs Korn. Der Schuß frachte, und ein kurzer Schrei war Zeugnis, daß ich getroffen. Die übrigen ließen sich jedoch nicht abhalten, sondern setzten ihre Bemühungen, das Kanoe in ihre Gewalt zu bekommen, fort. Alles andere vergessend, warf ich die Büchse von mir, und mit dem Rufe: „Lituba, ich komme dir zu Hilfe!“ stürzte ich mich in die Fluten. Das Wasser schlug brausend über mir zusammen, doch da ich ein tüchtiger Schwimmer war, so überwand ich die Strömung. Mein Plan, mich in das Kanoe zu schwingen, scheiterte jedoch; gleichzeitig schoß ein Hagel von Pfeilen auf mich ein,

von denen sich einer in meine Schulter bohrte. Im nächsten Augenblick tauchten eine Menge dunkler Köpfe um mich auf, ich wurde von einem Duzend kräftiger Fäuste gepackt und war im Nu überwältigt. Man brachte mich nach dem Ufer, wo ich gefesselt wurde, während das Mädchen, die unterdessen ebenfalls in die Gewalt der Blackfeets gefallen war, frei umhergehen durfte; doch wurde ihr verboten, sich mir zu nähern.

Die Blackfeets blieben die Nacht über da lagern, wo sie uns zu Gefangenen gemacht hatten. Sie zündeten am Waldrande ein Feuer an, so daß dessen Lichtschein über den schmalen baumfreien Uferstreifen bis weit auf den Strom fiel, in dem die Fluten ruhig weiter gurgelten. Trotzdem meine Lage nicht zu den angenehmsten gehörte, so schief ich nach den Strapazen des Tages doch fest ein und erwachte erst am andern Morgen, als im Lager bereits die Feuer zur Bereitung des Frühmahls brannten. Es dauerte nicht lange, da war der Trupp zum Aufbruch bereit. An der Spitze hielt ein Krieger von mächtigem Wuchse, mit der rechten Hand auf die gegen den Boden gestemmte Lanze sich stützend. Der Schaft derselben war von Eschenholz, etwa zehn Fuß lang und oben mit einem scharfen, zweischneidigen Messer bewehrt. Der finstere glühende Blick des Indianers war fortwährend auf Tituba gerichtet, und er wandte kaum den Kopf, als ihm einer seiner Leute meldete, daß aufgebrochen werden könne.

Achtes Kapitel.
Der Medicinmann.

Situba durfte ungefesselt ihr Pferd besteigen, und auch mir ließ man die Hände frei, nur die Füße wurden unter dem Bauche des Pferdes zusammengebunden. Nachdem wir etwa zwei Stunden geritten waren, setzten die Wilden ihre Waffen ordentlich in stand, und das Gesicht wurde frisch mit roter und schwarzer Farbe bemalt. Ich wußte, daß ihr Dorf nun nicht mehr fern war und die Vorbereitungen dem feierlichen Einzuge galten.

Eine halbe Stunde später kam uns eine Hügelkette zu Gesichte, und als der Kamm derselben erstiegen war, breitete sich vor unsern Blicken ein liebliches Thal aus. Ein Bach floß durch dasselbe, und am jenseitigen Ufer desselben standen zahlreiche Hütten, größtenteils aus Stangen und darüber gespannten Büffelhäuten errichtet.

Sobald die Blackfeet ihres Dorfes ansichtig wurden, stießen sie ein weithin schallendes Siegesgeheul aus, und drei von ihnen sprengten davon, während die übrigen langsam mit uns nachfolgten.

Der Bergabhang, welchen wir hinabritten, war steil und an einigen Stellen dicht bewaldet, aber

gerade vor uns hatte man die Bäume bis ans Dorf gefällt oder niedergebrannt, wie die verkohlten Überreste und die geschwärzten Stümpfe überall bewiesen.

Von dem Dorfe aus zog sich bis zur Hälfte des Berges ein Maisfeld, wo Squaws damit beschäftigt waren, die reifen Kolben abzubrechen.

Das Dorf selbst hatte eine recht hübsche Lage auf dem Streifen flachen Landes, der sich längs des Flusses hinzog. Die einzelnen Hütten standen in einem Halbkreise, so daß der äußerste Punkt des Bogens den Fuß eines gegenüberliegenden Berges berührte, der sich steil mehrere hundert Fuß über das Dorf erhob, während sich die beiden Arme durch das Thal bis an den erwähnten Bach hinzogen.

Durch diese regelmäßige Aufstellung wurde ein hübscher freier Platz gebildet, nach welchem zu sämtliche Hütten ihren Ausgang hatten. Ganz am Ende des Platzes, ein ganzes Stück von den übrigen Zelten entfernt, stand eine geräumige, aus Lehm und Holzwerk erbaute Hütte — der Medizintempel. Als die übrigen Krieger mit uns Gefangenen das Dorf erreichten, kamen Frauen und Kinder den Anreitenden in dichten Trupps entgegen, und die kleinen braunen Burschen sprangen in tollem Übermut auf die Pferde oder faßten die Schwänze derselben und ließen sich im raschesten Laufe mit fortziehen, ohne loszulassen.

Lituba und ich wurden, um uns der Wut der Weiber zu entziehen, schnell von den Pferden gehoben und in die Medizinhütte geschoben, die wohl ein Duzend Kammern enthielt, welche durch dünne Wände voneinander getrennt waren. In

eine der dunkeln Kammern wurde ich gebracht, während das Mädchen eine andere zum Aufenthalt angewiesen erhielt. Die Kammern, in welche wir gesperrt worden waren, lagen jedoch nebeneinander, so daß ich deutlich die tiefen Seufzer vernehmen konnte, welche Lituba von Zeit zu Zeit ausstieß.

Es dauerte nicht lange, da hörte ich von dort eine Männerstimme. „Die Prairielebende soll nicht am Marterpfahl verdorren wie der weiße Jäger, mit dem zusammen sie gefangen genommen wurde,“ sprach die Stimme; „sie ist zu jung und zu schön dazu. Sie wird Blackbird als seine Squaw in sein Wigwam folgen. Sie wird seine Mokassins sticken und ihm sein Wildbret kochen, und die Blackfeetweiber werden mit Neid auf sie schauen, denn Blackbird ist ein großer Häuptling.“

„Sieht der Blackfeet dort jenen Felsen?“ hörte ich bald darauf des Mädchens Stimme; „Lituba ist flink wie das Reh in den Wäldern. In dem Augenblick, wo die Hand eines Mannes sie berührt, den sie verachtet, wird sie sich hinabstürzen, und wenn der Blackfeethäuptling ihre Leiche findet, mag er sie forttragen, um seinen Wigwam damit zu schmücken.“

Blackbird erwiderte nichts darauf; er war zu schlau, als daß er etwa hätte Drohungen anwenden sollen, wodurch er sich nur noch verhaßter gemacht hätte. Er hoffte wohl im stillen, daß die Zeit das Mädchen gefügiger machen werde. Er ließ die Gefangene allein und begab sich unter die vor der Medizinhütte sich versammelnden Krieger.

Dieselben waren zusammengekommen, um über

unser Schicksal zu beraten. Der Beratungsraum nahm die Mitte des Medizintempels ein, und um ihn herum lagen die kleineren Gemächer.

Laut knackte und knisterte das Beratungsfeuer, welches man sowohl der größeren Feierlichkeit wegen als auch zur Erhellung des dunklen Raumes angezündet hatte. Die Verhandlungen währten lange. Der schon oft erwähnte Blackbird zeichnete sich dabei als gewandter Redner aus. In einem gewissen Gegensatz zu der indianischen Natur offenbarte er hierbei eine große Leidenschaftlichkeit und Erregtheit. Stellenweise trug seine Rede sogar den Stempel des Phrasenhaften. Seine Genossen duldeten indessen seine Art und Weise, denn Blackbird galt auch als einer der kühnsten und verwegensten Häuptlinge. Er war es auch gewesen, der das Kanoe mit Tituba zuerst erreicht und das Mädchen gefangen genommen hatte. Trotz seiner außergewöhnlichen Redekunst war es ihm doch nicht möglich gewesen, die Versammlung zu überzeugen, daß die Gefangene ihm gehöre. Andere hatten das Mädchen zuerst erspäht und jeder von ihnen hätte es gern in seinen Wigwam geführt. Man konnte sich nicht einigen und beschloß, den Medizinnmann zu befragen, wer die Gefangene als seine Squaw heimführen solle.

Die Menge, die sich um die Medizinhütte versammelt hatte, lief allmählich auseinander und draußen wurde es stiller. Ich hatte jetzt Zeit, über meine Lage nachzudenken. Ein Entkommen schien unmöglich; man hatte mich an Händen und Füßen gefesselt. Ich lag auf dem Rücken, und meine lang ausgestreckten Füße waren über den Knöcheln so fest

zusammengeschnürt, daß mir das Blut in denselben auf eine höchst schmerzhafteste Weise zu stocken begann; nicht minder fest waren meine Arme zusammengeschnürt. Plötzlich wurde mein Sinnen durch ein Geräusch unterbrochen; schlürfende Tritte wurden hörbar, und bald darauf vernahm ich aus der Kammer, in welcher Tituba untergebracht worden war, das Gemurmel einer tiefen Männerstimme. Ein beängstigendes Gefühl beschlich mich. Es war wahrscheinlich der Medizinnmann, der sich bei dem Mädchen befand. Als solche verehren die Indianer aber nur Geistesfranke, durch deren Mund nach ihrem Glauben der große Geist seinen Willen verkündet. Eine gute halbe Stunde mochte vergangen sein, da ließ sich der schlürfende Tritt abermals hören, und bald darauf sah ich meine Kammer durch das Licht einer Fackel erleuchtet. Im Eingange des Gemachs stand eine hochgewachsene, durch vielfach erduldeten Leiden zusammengekrümmte Gestalt. Die tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen hatten einen milden Ausdruck, der sich wesentlich von jenem unheimlichen Fanatismus unterschied, wie er gewöhnlich die Medizinnmänner charakterisiert. Ein prächtiger Schmuck von den Schwungfedern des Königsadlers zierte sein Haupt. Das lange, weiße Haar fiel schlicht auf die breiten, eckigen Schultern. Was mich in Erstaunen setzte, war der mit pulverisiertem Zinnober rot gefärbte Bart, der in stattlicher Länge bis weit auf die Brust herabfiel, da doch die Indianer wenig oder gar keinen Bartwuchs haben. Das Antlitz war feldsam bemalt, die eine Seite dunkelblau, die andere feuerrot. Die hervorstehenden Backenknochen der In-

dianer fehlten, aber eine scharfe Adlernase ragte über den feuerfarbigen Schnurrbart hinaus. Ein kunstvoll gearbeiteter und mit Perlen und Stachelschweinkiefern reich bestickter Lederanzug umschloß seinen Körper. Er wurde von einem breiten Gürtel zusammengehalten, an welchem die Embleme des Zauberers hingen, Bärenkrallen, Vogelköpfe, getrocknete Eidechsen und was dergleichen mehr ist.

War mein Erstaunen schon groß gewesen, als ich einen indianischen Medizinmann mit mächtigem Vollbart mir gegenüber sah, so wuchs dasselbe noch, als mich der Zauberer in meiner Muttersprache anredete. „Ist die Gefangene vom Stamme der Omaha?“ fragte er mich in so reinem Deutsch, wie es nur jemand sprechen kann, der diese Sprache seine Muttersprache nennt. „Ja,“ war meine Antwort; „ich fand sie vor zwei Tagen in dem Dorfe der Omaha am Yellowstone; sämtliche Bewohner desselben waren den Blattern erlegen; sie ist der letzte Sproß dieses Stammes.“

„Ich wußte es, ich wußte es,“ sprach da der Greis mit vor Erregung zitternder Stimme; „auf ihrer Schulter steht es geschrieben, ich selbst tätowierte den Namen ein. Ja,“ fuhr er fort, als er sah, wie ich ihn staunend betrachtete, „Situba ist meine und meiner braven Omahafrau Tochter. Die falschen Menschen zeigten mir die mit seidenweichem Haar bedeckte Kopfhaut eines Kindes und den getrockneten Skalp einer Frau. Sie sagten, daß es die Überreste meines Kindes und Weibes seien. Es ist so, wie ich Ihnen erzähle; hören Sie und Sie werden an der Wahrheit des Gesagten nicht mehr zweifeln.“

Vor mehr als zwanzig Jahren kam ich als ein Viberjäger und Fallensteller in das Dorf der Omaha. Die braven Wilden nahmen mich freundlich auf, mir gefiel es bei diesem Stamme und ich blieb bei demselben. Eine Tochter des obersten Kriegshäuptlings wurde später mein Weib; sie beglückte mich durch die Geburt einer Tochter, der wir den Namen Tituba gaben, den ich auf ihrer Schulter einätzte. Er ist zwar schon etwas verwischt, aber noch deutlich zu lesen. Als ich die Gefangene zu sehen bekam, fiel mir die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Mutter auf; ich fand das Zeichen, und Ihre Aussage bestätigt meine Vermutung zur Gewißheit. Tituba ist meine Tochter. Doch hören Sie weiter, wie ich unter die Blackfeet gekommen und Wiedezinnmann geworden. Mehrere Jahre waren seit der Geburt meines Kindes verflossen, als in einer Nacht das Dorf der Omaha von den Blackfeet überfallen wurde. Es gab einen grausigen Kampf, allein die Uebermacht war auf Seiten der Feinde; ihnen blieb der Sieg, den sie benutzten, um die Mehrzahl der wehrhaften Männer niederzumetzeln. Ich selbst erhielt einen Schlag, der mir auf lange Zeit das Bewußtsein raubte. Ich muß wohl während dieser Zeit viel phantasiert haben, weshalb ich für einen Wiedezinnmann erklärt worden war. Als ich erwachte, befand ich mich in dieser Hütte und angetan mit dem Schmucke eines Zauberers. Ich habe seitdem meine Rolle gut gespielt und werde sie auch noch einige Zeit weiter spielen. Jetzt, da ich meine Tochter noch lebend weiß, hat das Leben wieder Wert für mich. Die Blackfeet hören auf mich in allen Dingen;

ich werde meinen Einfluß benützen, um das Mädchen und Sie, der Sie sich der Waise angenommen haben, zu befreien."

"Was ist mit den Gefangenen geschehen, welche die Blackfeet vor einigen Tagen gemacht haben, dem weißen Jäger und dem Halsbreed?" war meine hastige Frage; "es waren meine beiden Genossen; was wissen Sie über ihr Schicksal?"

"Sie sind am Marterpfahl gestorben. Blackbird verlangte den Tod derselben; er wird auch Ihren Tod verlangen, sobald über die Gefangene entschieden ist. Doch fürchten Sie nichts, aber merken Sie darauf, was ich Ihnen vorschreiben werde; Ihr Leben und das Leben meiner Tochter hängt davon ab. Den morgenden Tag werde ich von hier abwesend sein; ich sage den Blackfeet, daß ich mich in die Einsamkeit des Waldes zurückziehen muß, damit mir der große Geist seinen Willen offenbart, um dann zu entscheiden, wem die Gefangene zukommt. Sollten Ihnen Vorschläge gemacht werden, so weisen Sie dieselben nicht ab, sagen Sie aber auch nicht zu, sondern berufen Sie sich auf mein Urtheil und geben Sie vor, so handeln zu wollen, wie der große Geist durch mich bestimmen wird." — "Ich verspreche Ihnen alles," entgegnete ich ohne Zögern; "ich bin auf alles gefaßt." — "So will ich denn gehen, um Ihnen Rettung zu bringen," sagte der Zauberer, und nachdem er die Riemen an meinen Gelenken noch etwas gelockert hatte, verabschiedete er sich von mir.

Die Nacht verging, ohne daß sich jemand um mich gekümmert hatte, und erst am nächsten Morgen erschien ein junger Bursche, der mir einen Mais-

kuchen und in einem ausgehöhlten Kürbis einen frischen Trunk brachte. Ein Gleiches geschah mittags und abends.

Bald nach Sonnenuntergang trat auch der Zauberer wieder bei mir ein. „Ich habe alles vorbereitet,“ sagte er zu mir; „eine Stunde vor Sonnenaufgang, wo der Schlaf am schwersten auf dem Menschen liegt, müssen wir die Flucht wagen.“

Von mir begab sich der Alte zu Tituba, um sie auf die Flucht vorzubereiten.

Die Stunden, die bis zur Ausführung des Fluchtplanes noch übrig waren, erschienen mir eine halbe Ewigkeit. Soweit es meine Fesseln erlaubten, prüfte ich meine Arm- und Beingelenke; sie waren so beschaffen, daß sie ihren Dienst leisten konnten. Mitternacht war längst vorüber, da trat der Medizinnmann wieder bei mir ein. „Es ist Zeit,“ flüsterte er mir zu, indem er meine Fesseln löste, „und hier ist ein vollständiges indianisches Kostüm; legen Sie es an, und die Wachen müßten außerordentlich scharfe Augen haben, wenn Sie in Ihnen jemand anders als Blackbird erkennen sollten.“

Haftig öffnete ich das Bündel und in wenigen Minuten war die Verwandlung vor sich gegangen. Mit der in einem Beutel befindlichen Farbe rieb ich das Gesicht und die übrigen bloßen Teile meines Körpers so ein, daß auch nicht das kleinste Fleckchen weiß blieb.

„Bereiten Sie sich,“ fuhr der Alte nach einer Weile fort; „ich werde indessen zu Tituba gehen, um zu sehen, ob sie fertig ist.“ Wenige Minuten später trat er mit dem Mädchen bei mir ein. „Nun nicht

länger gezögert," wandte er sich an uns beide; „ihr schlagt den Weg nach dem Bache zu ein, wo Blackbirds Wigwam steht; unter dem großen Eichbaum erwartet mich; ich werde mich zu den Wachtposten begeben und ihnen sagen, daß die Gefangene nach dem Willen des großen Geistes dem Häuptling in seine Hütte folgt."

Klopfenden Herzens traten wir aus dem Medizintempel heraus. Zwischen den Zelten war niemand zu erblicken; nur in der Mitte des freien Platzes hockten die Wachen um das verglimmende Feuer.

Wir hatten bald den bezeichneten Baum erreicht, und kurze Zeit darauf stieß auch unser Befreier zu uns.

"So weit wäre alles gut gegangen," sagte er; „nun schnell nach dem Wäldchen dort, wo ich drei Pferde hingebracht habe. Es sind die besten Renner, und wenn wir nur eine halbe Stunde Vorsprung behalten, ehe unsere Flucht entdeckt wird, so dürfte es den Blackfeet schwer werden, uns einzuholen."

Wir hatten das Gehölz noch nicht erreicht, da vernahmen wir vom Dorfe her einen gellenden Schrei, der im Augenblick sämtliche Bewohner desselben auf die Beine brachte.

"Unsere Flucht ist entdeckt, schnell auf die Pferde!" rief uns der Alte zu; „in wenigen Minuten haben wir die Verfolger hinter uns." Wir zögerten natürlich nicht, der Aufforderung Folge zu leisten, und im nächsten Augenblick flogen die Tiere mit uns über die Prairie dahin. Aber hinter uns her stürmte eine Schar dunkler wilder Gestalten auf schraubenden Rossen, lange Lanzen in der Rechten, das lange,

schwarze, straffe Haar ihre Schläfe peitschend. Die noch herrschende Dämmerung verbarg uns einstweilen dem Späherblick der Verfolger. Hie und da, wo eine Schwellung des Bodens einen Ueberblick über einen Abschnitt der Prairie möglich machte, hielt der Trupp, und all die schwarzen Adleraugen spähten scharf umher. Sie waren schon einigemal getäuscht worden in ihrer Suche — erst von ein paar Hirschen, dann von einem Trupp über die Ebene fliehender Büffel. Als aber die Sonne aufgegangen war und die weite Ebene im klarsten Lichte vor ihnen lag, da waren wir bald entdeckt, und hinter uns her ging es, daß die Hufe der zähen Steppenrosse in ihrem Sturmeslauf kaum den Boden berührten. Aber auch unsere Tiere waren Kenner, wie die weite Prairie keine besseren getragen. Weit hintenaus warfen sie den Nasen, und die Vorsicht, die der Zauberer anfangs gebraucht hatte, die Verfolger durch kurze Kreuz- und Querritte aufzuhalten, hatte uns einen tüchtigen Vorsprung verschafft. Wir trieben unsere Pferde zuerst nicht zu größerer Eile an, damit ihre Kräfte im entscheidenden Augenblicke nicht versagen möchten.

Die wackeren Kenner stürmten weiter und immer weiter, aber der flüchtige und scheue Blick, den ich zurück über die Schulter warf, zeigte mir, daß die Verfolger ihre Pferde rücksichtslos um späteres Ermatten mit Sporn und Lasso antrieben, und daß uns zwei derselben schon bedeutend näher gekommen waren.

Die übrigen waren allerdings weit zurückgeblieben, aber die beiden konnten uns schon gefährlich genug werden. Auch wir ließen jetzt unsere Tiere den Lasso fühlen, und wie im Fluge jagten die trefflichen Prairie-

rosse über den weichen Boden dahin. Doch immer näher rückten uns die beiden vordersten Verfolger auf den Leib und deutlich konnten wir ihr Siegesgeheul vernehmen. Mit ihnen mußte ich den Kampf aufnehmen oder wir waren verloren.

Plötzlich warf ich mein Pferd herum und jagte dem vordersten der verblüfften Rothhäute entgegen, den Lasso zum Wurf bereit. Der Wilde richtete sich in den Steigbügeln hoch auf, und sein Tier zu gewaltigem Satz anspornend, holte er zum Wurf aus.

Aber der Lasso entglitt nicht seiner Hand; er hatte mich nur täuschen und zum Schleudern bewegen wollen, um gleich darauf von seiner eigenen Waffe Gebrauch zu machen; denn als das Pferd den Boden wieder berührte, drehte der Wurfriemen sich, anstatt über seinem Haupte, seitwärts von ihm, während er den Oberkörper fest an den Hals seines Pferdes anschmiegte, in der Hoffnung, daß die zuversichtlich erwartete Schlinge harmlos über ihn hinweggleiten würde.

Ich hatte so etwas erwartet und warf wirklich, aber nicht, wie der Indianer es sich gedacht, sondern beschrieb mit der über meinem Kopfe kreisenden Schleife eine schiefe Achte, und als die Faust sich öffnete, da zuckte die Schlinge über den Kopf meines eigenen Tieres fort, so daß sie dem ebenfalls nach vorn drängenden Pferde des Indianers im Sprunge begegnete, über dessen Kopf glitt und zugleich den sich noch immer an den Hals seines Tieres anklammernden Reiter mit faßte. In demselben Augenblick warf ich auch mein Pferd herum, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß der Kenner des Indianers, der durch einen neuen Sprung nach vorn die Wucht

des Stoßes verdoppelte, auf den Rücken schlug, den durch die Schlinge mit ihm vereinigten Reiter unter sich begrabend.

Dieser Sieg wäre mir indessen doch noch verderblich geworden, hätte nicht eine andere Hand den gewissen Tod von mir abgewandt. Als Blackbird — der andere unserer Verfolger war nämlich jener Häuptling — seinen Gefährten fallen sah, stieß er einen Racheeschrei aus, und seine lange Lanze gesenkt, die scharfe Stahlspitze in zitternder Bewegung auf- und niederschwenkend, flog er gegen mich heran. Meinen Lasso hatte ich noch nicht frei machen können, und unmöglich hätte ich dem sichern Stoß ausweichen können. Angstvoll streckte sich mein rechter, nur mit dem Kriegsbeil bewehrter Arm aus, in der törichtten Hoffnung, so den Stoß parieren zu können. Plötzlich streifte etwas mein Gesicht, die Lanzenspitze senkte sich zu Boden und im selben Augenblick lag der Häuptling von einem Lasso gefesselt im Grase. Der Wilde, den ich mit dem Wurfriemen gefangen, hatte beim Sturz das Genick gebrochen, Blackbird war jedoch nur betäubt. Mir widerstrebte es, einem wehrlosen Menschen, und ob er auch mein Feind war, das Leben zu nehmen; wir begnügten uns, dem Indianer Hände und Füße zusammenzuschnüren und ihn liegen zu lassen, bis seine Gefährten, die weit hinter uns auf einer Erdwelle zum Vorschein kamen, ihn aus seiner peinlichen Lage erlösen würden. —

Der Vorsprung, den wir vor den übrigen Verfolgern hatten, gestattete uns, die Tiere etwas verschmausen zu lassen. Dann ging es in rasender Eile wieder vorwärts.

Wir hatten inzwischen eine Hügelkette von mäßiger Höhe erreicht. Den jenseitigen Abhang hinabsprengend, sahen wir mit Schrecken, daß sich unserer Flucht mit einem Male ein Hindernis entgegenstellte, denn unter uns wälzte ein Strom seine trüben Fluten dahin.

„Wir sind verloren,“ wandte ich mich an Titubas Vater; „nur eine verzweifelte That kann uns retten.“

„Ist Rettung möglich, so wollen wir sie versuchen,“ sagte der Alte; „denn bei denen,“ damit wies er rückwärts, „harret unser Schmach und Tod. Hier aber,“ auf den unter unsern Füßen rauschenden Strom deutend, „vielleicht auch der Tod, vielleicht aber auch die Freiheit!“

Ein anderer Rettungsweg war nicht möglich. Damit wir nicht seitwärts entkommen könnten, hatten unsere Verfolger sich zerstreut und schlossen uns jetzt in einem Halbbogen ein. Es war kein Augenblick zu verlieren.

„Vorwärts in Gottes Namen,“ sagte ich und drückte die Weichen meines Tieres, daß es mit mächtigem Satz in die Tiefe hinabsprang. Die Wogen schlugen über mir zusammen, aber mein Mustang arbeitete sich wieder empor und gewann glücklich das andere Ufer. Auch meine beiden Gefährten kamen ohne Unfall zu nehmen über den Strom. Die Blackfeet ritten am jenseitigen Ufer hin und her, eine Furt zu suchen, konnten jedoch keine finden, und gleich uns den Sprung zu wagen, schien ihnen zu gefährlich. Wir aber verloren nicht eine Minute Zeit, sondern setzten unsere Flucht mit unverminderter Hast fort,

bis wir endlich am dritten Tage den nächsten Pelztauschherposten erreichten.

Der Vater Litubas sollte sich des Glückes, seine Tochter wiedergefunden zu haben, nicht lange erfreuen dürfen. Im Herbst desselben Jahres betteten wir ihn in der Prairie zur ewigen Ruhe. Lituba wurde später mein Weib, und nie habe ich meine Wahl zu bereuen gehabt. Sie war mir stets eine treue Gefährtin. Mein Glück war freilich nur ein kurz bemessenes; denn schon nach wenigen Jahren verlor ich mein braves Weib, die Blattern hatten ihr ein schnelles Ende bereitet.

Mit ihr war meine Freude am Leben dahin, und die Genüsse, welche das Trapperleben bietet, wiegen alle zusammen doch nicht einen einzigen Blick aus den Augen meiner Lituba auf."

Mit diesen Worten, denen ein tiefer Seufzer folgte, endete Branden seine Erzählung, dann stützte er den Kopf in die Hände.

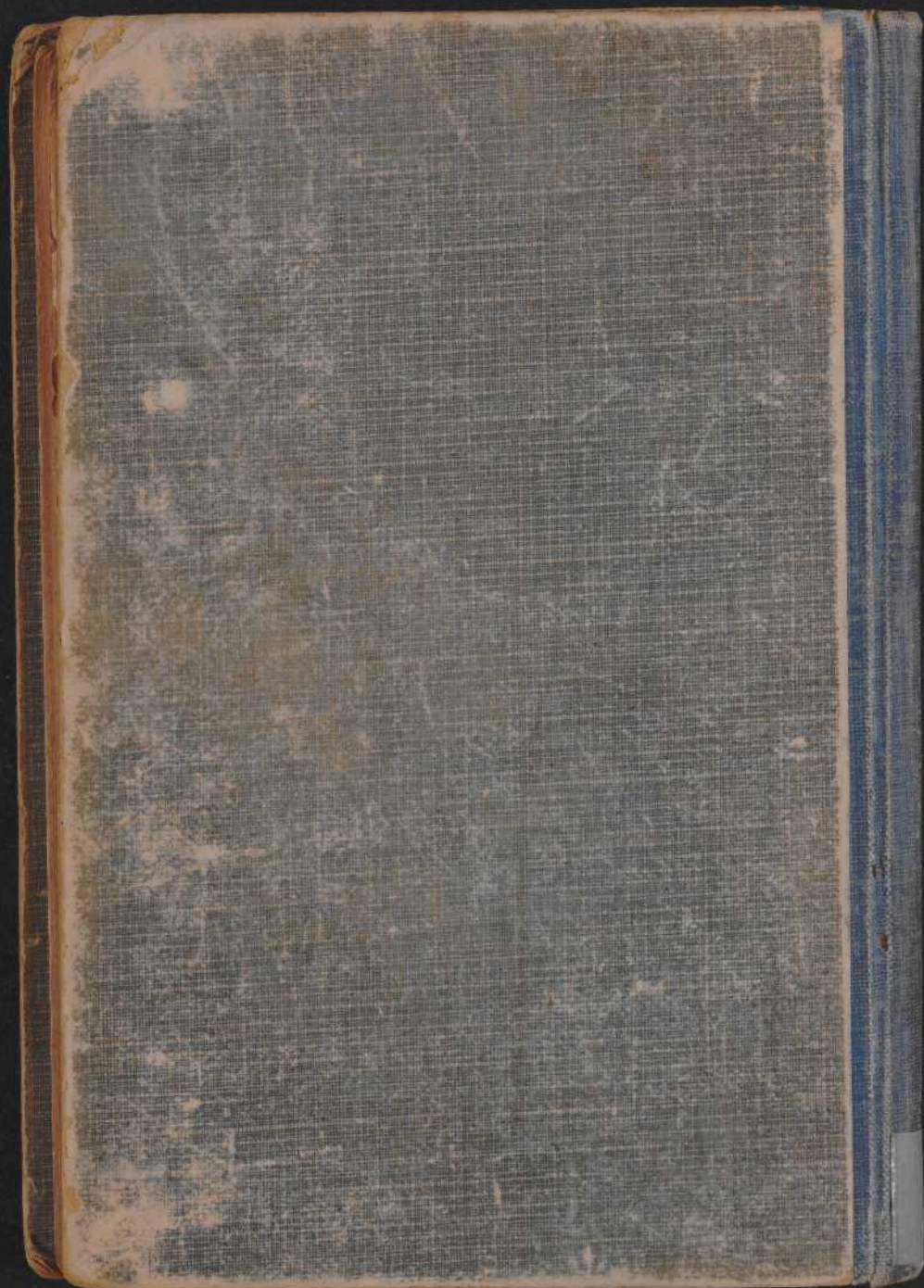
Keiner der Anwesenden störte ihn in seinen Betrachtungen. Als die übrigen sich schon längst zur Ruhe begeben hatten, saß Karson noch immer vor dem Kamin, in dessen züngelnden Flammen er die Züge aller Personen zu erkennen glaubte, von denen Branden erzählt.



Internationale Jugendbibliothek



047002377229



Der Pelzjäger.

Eine Erzählung aus dem fernen We

von

J. Grundmann.

Fünfte Auflage.

Mit Farbendruckbildern.

